

DIE FACKEL

NR. 267—68

17. DEZEMBER 1908

X. JAHR

Sonett,

written in Holy Week at Genoa.

Von *Oskar Wilde*.

Mein Schritt ging durch Scogliettos Einsamkeit;
viel goldne Früchte — überhängend glühten
gleich Leuchtern heller als der Tag — und Blüten
warf ein erschreckter Vogel wie ein Kleid

von Schnee auf mich — zu meinen Füßen blühten
Narzissen, bleich in süßer Herrlichkeit —
Ah, dies war Leben: als die Wellen weit
in Sonne lachend nach dem Lande sprühten.

Von ferne kam des jungen Priesters Singen:
Oh kommt und bringt all eure Blumen her,
Jesus, der Sohn Marias, liegt erschlagen —

Mein Gott! in diesen griechisch heitern Tagen
vergaß ich Deinen Schmerz und all die Dinge:
den Kranz, das Kreuz, die Krieger und den Speer.

Übersetzt von Felix Grafe.



Der Patriot ¹.

Dies ist ein Bursch,

Der, einst gelobt um Gradheit, sich, befließt
Jetzt plumper Unverschämtheit und sein Wesen
Zu fremdem Schein zwängt: der kann nicht schmeicheln, der! —
Ein ehrlich, grad Gemüt — spricht nur die Wahrheit! —
Will man es sich gefallen lassen, gut; —
Wo nicht, so ist er grade. — Diese Art
Von Schelmen kenn' ich, die in solcher Gradheit
Mehr Arglist hüllen und verschmitzte Zwecke,
Als zwanzig fügsam untertän'ge Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten.

Shakespeare.

In den bangen Tagen, die jüngst das deutsche Vaterland durchlebt hat, weil die Lust zum Fabulieren die Fähigkeit zum Regieren ernstlich in Frage zu stellen schien, ist es doch einer Beruhigung froh geworden: Fest steht und treu Herr Maximilian Harden. Denn wenn auch Deutschlands Gewissen nicht mehr zwischen den Wipfeln des Sachsenwaldes webt, so macht es dafür den Grunewald zur Sehenswürdigkeit, und wenn Deutschlands politische Weisheit nicht mehr einer Schöpferkraft entstammt, so ist sie eine jener Anlagen, die dem Schutze des Publikums empfohlen sind. Uns lebt ein eiserner Journalist. Das ist einer, der wie Lassalle ausspricht, was ist, und wie Bismarck, was sein sollte. Der Einfachheit halber aber läßt er gleich Bismarck selbst sprechen, und weil es keine Möglichkeit einer politischen Situation gibt, über welche sich dieser mit ihm nicht beraten hätte, so gewöhnen sich die Deutschen in einen Zustand, dank dem sie den Hingang des eisernen Kanzlers überhaupt nicht mehr spüren. Ob freilich Bismarck, als er die Flasche Steinberger Kabinet mit Herrn Harden teilte, mehr den Gast ehren oder den Spender kränken wollte, ist bis heute nicht festgestellt, und es ist nur sicher, daß er mit der Verabreichung der Tasse Vanilleeis eine demonstrative Auszeichnung der publizistischen Eigenart des Herrn Harden im Sinne hatte. Diese Gelegenheiten

1 Herr Maximilian Harden hatte nach der Affäre des englischen Interviews in Berlin einen Vortrag gehalten, in welchem er nebenbei auch gegen den 'Simplicissimus' auftrat und die Tendenzlüge von dessen »französischer Ausgabe« weitergab. Ludwig Thoma antwortete im 'Berliner Tageblatt' und erbot sich, als Herr Harden dabei blieb, zu einem dokumentarischen Gegenbeweis. Die Berliner 'Zeit am Montag' (23. November) schrieb: »In seinem Antwortartikel gegen Ludwig Thoma versichert Harden treuherzig, daß er 'das Blatt nicht mehr ganz so gern wie früher sehe'. Woran mag das liegen? Man revidiert ein wenig den Zettelkasten des Gedächtnisses und entsinnt sich des Umstandes, daß der 'Simplicissimus' seit geraumer Zeit einen Mann zum Mitarbeiter hat, den Max partout nicht leiden mag. Es ist dies der Österreicher Karl Kraus, der in Wien die 'Fackel' herausgibt und in diesem Organ sowohl wie in einigen Sonderschriften die publizistische Persönlichkeit Herrn Hardens, den er sehr genau kennt, mit den Röntgenstrahlen eines scharfen Kritikergeistes nach jeder Richtung hin durchleuchtet. So kam es, daß Herr Harden vor weiteren Kreisen in erbarmungswürdiger Blöße erschien. Als nun Karl Kraus diese Kreise noch weiter zu ziehen begann, und Ludwig Thoma ihm den 'Simplicissimus' und auch den 'März' erschloß, da begann sich in Herrn Harden jener geheimnisvolle Prozeß vorzubereiten, den er in seiner Erwiderung an Thoma mit den treuherzigen Worten kennzeichnet, daß er das Blatt 'nicht mehr ganz so gern sehe wie früher'. Man kanns begreifen!« Diese Deutung eines patriotischen Grolls ließ mich das Vergnügen eines Eintretens in die Sache als Pflicht empfinden und den hier folgenden Aufsatz entstehen, der soeben auch im zweiten Dezember—Hefte des 'März' erschienen ist. [KK]

böten aber für die Fülle politischer Vertraulichkeit, die der Hausherr dem schüchternen Gast aufgenötigt hat, keinen Raum, und so bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß Fürst Bismarck nach dem Hausverbot, welches von Friedrichsruh an Herrn Harden ergangen war, ihn im Grunewald aufgesucht und ihm jene Bismarck—Worte zugetragen hat, deren Echtheit uns im Zeitalter der Surrogate immer aufs neue frappiert. Da aber Bismarck viel mehr gesprochen haben muß, als Herr Harden verrät, und die letzten Lebensjahre des Fürsten kaum ausgereicht hätten, auch nur so viel zu sagen, als Herr Harden gehört haben will, so muß man zu der Erklärung greifen, daß selbst der Tod den Kanzler nicht davon abgehalten hat, mit dem Altreichsjournalisten jene trauliche Zwiesprach zu pflegen, die ihm nun einmal zur Gepflogenheit geworden war. Und so erleben wir Deutschen, die Gott, aber sonst nichts in der Welt fürchten, das grausige Schauspiel, wie ein Toter die Ruhe eines Lebendigen stört, glauben zuweilen, daß der Tote im Grunewald sitzt und der Lebende im Sachsenwald liegt, und aus der Verwirrung der Sinne hilft uns nur die Anwendung eines weisen Spruches: Wenn ein Sarg und ein Zettelkasten zusammenstoßen, und es klingt hohl, so muß nicht immer der Sarg daran schuld sein.

Trotz alledem wird es dem Andenken Bismarcks, der bloß ein Mißvergnügter war, nicht gelingen, die Taten des Herrn Harden, der ein Patriot ist, zu kompromittieren. Denn es gibt gottseidank noch einen Fürsten, der der Lebensanschauung des Herausgebers der 'Zukunft' näher steht als Bismarck, und das ist der Fürst Eulenburg. Man kann es ja heute sagen, daß die Kränklichkeit dieses Staatsmannes der Individualität des Herrn Maximilian Harden einen weit größeren Dienst erwiesen hat als der Tod des Fürsten Bismarck. Nur ein Jahr lang stand Herr Harden im Banne der Normwidrigkeit jenes Mannes, dem er bis dahin nichts weiter vorzuwerfen hatte, als daß er in den Zeiten politischer Not beinahe so schlechte Gedichte gemacht hat wie die lyrischen Mitarbeiter der 'Zukunft'. Aber wir wissen, was dann weiter geschah, wie die Wahrheit nach fünfundzwanzig Jahren an den Tag kam, und wie die deutsche Nation sich freute, weil sie zwei solche Kerle wie den Riedel und den Ernst hatte ¹. Durch alle diese Aktionen, zu deren geistiger Deckung die Inspiration eines Bismarck nicht ausgereicht hätte und deshalb vernünftigerweise ein Detektivbüro herangezogen wurde, zieht sich wie ein schwarz—weiß—roter Faden der Patriotismus des Herrn Maximilian Harden. Nicht um ein erotisches Privatvergnügen oder gar die Sensationslust unbeteiligter Abonnenten zu befriedigen, nein, für das Vaterland hat er sich unter den Betten der Adlervillen und der Starnberger Hotels gewälzt. Ein Commis Voyeur ist durch Deutschland gezogen, aber er hat das Erlebte, Erlauschte, Erlogene mit staatsretterischer Gebärde offeriert. Wer sollte glauben, daß es ihm darauf ankam, dem Skandal zu opfern, ihm, der den Skandal nicht scheute, um dem Vaterland zu opfern, und der um der Ehre willen selbst einen Mehrge Gewinn seines Blattes nicht gescheut hat? Daß ihm der Skandal nicht Selbstzweck war, sondern bloß die notwendigsten Mittel zum Zweck hereinbrachte, beweist er gerade jetzt, da er der Politik der offenen Hosentüren endlich entsagt hat und den Fürsten Eulenburg einen lahmen Mann sein läßt. Und in der Tat, seit dem Augenblick, da dieser den Diener Dandl — Herr Harden verzichtet heute auf solche Alliterationen — an die Wade faßte, hat kein politisches Ereignis so sehr die Wachsamkeit des Vaterlandsfreundes herausgefordert

1 s. dazu die Aufsätze "Maximilian Harden — Eine Erledigung" in Heft 234, "Maximilian Harden — Ein Nachruf" in Heft 242, "Die deutsche Schmach" in Heft 253 und "Seine Antwort" in Heft 257

und so dringend an die Pflicht auszusprechen, was ist, gemahnt als das kaiserliche Interview. Wenn man den Opfermut, mit dem er sich auf ein steuerloses Schiff stellt, unbefangen betrachtet, muß man sogar zu der Meinung neigen, daß für Herrn Harden heute die Frage, ob der Wille eines Monarchen auf die bekannten ministeriellen Bekleidungsstücke verzichten darf, eine wichtigere Sorge bedeutet als selbst die Frage, ob Graf Moltke mit Unterhosen sich ins Ehebett gelegt hat. Ja, hol mich der Teufel, Herr Harden scheint überzeugt zu sein, daß ein Eigenwille dem Reiche größeren Schaden zufügt als eine Willfährigkeit, die den Einfluß einer normwidrigen Hofgesellschaft duldet. Das ist nur konsequent. Herr Harden hat den Kaiser von seinem Umgang befreit, jetzt ist es an ihm, den Kaiser vor den Gefahren des Alleinseins zu warnen. Was immer er aber für das Wohl des Landes unternehmen mag, er ist mit der gleichen Ehrlichkeit eines Kent bei der Sache. Der kann nicht schmeicheln, der! Ob er nach Schranzen sticht oder königlichem Zorn die Brust darbietet, ob er Männerstolz vor Königsthronen offeriert oder Königsstolz vor Männerliebe behütet, er handelt stets in Wahrnehmung berechtigter Interessen. Und nicht etwa solcher, wie sie das Reichsgericht in wiederholten Entscheidungen anerkannt hat: die einzig berechtigten Interessen eines Publizisten seien die seines geschäftlichen Vorteils.

Was aber ist ein Patriot? Wir wollen eine Entscheidung der allerhöchsten Instanz provozieren, des kulturellen Schamgefühls. Diese Instanz hatte mit Herrn Harden noch nichts zu schaffen, sie ist unbefangen. Sie sagt: So wie das religiöse Gefühl der meisten Frommen sich erst bekundet, wenn es verletzt wird, so liegt auch der Patriotismus der meisten Patrioten auf der Lauer der Gelegenheit, gekränkt zu sein. Der Sprachgebrauch, der davon spricht, daß einer, der leicht zu beleidigen ist, »gern« beleidigt ist, hat recht. Das religiöse und das patriotische Gefühl lieben nichts so sehr wie ihre Kränkung. Will nun Herr Maximilian Harden als ein echter Patriot dastehen, von dem die schwarz—weiß—rote Farbe auch dann nicht heruntergeht, wenn man ihn in seine eigene schmutzige Wäsche nimmt, so muß er vor allem die Gelegenheit suchen, die Verletzung seines patriotischen Gefühls durch andere zu beklagen. Der wahre Patriot liebt zwar das Vaterland, aber er würde selbst das Vaterland opfern, um jene hassen zu dürfen, die das Vaterland nicht lieben oder nicht auf dieselbe Art lieben wie er. Der wahre Patriot ist immer ein Denunziant der Vaterlandslosen, sowie der wahre Christ ein Denunziant der Gottlosen ist. Den Hut vor der Monstranz zu ziehen, ist bei weitem kein so schönes Verdienst wie ihn jenen vom Kopfe zu schlagen, die kurzsichtig oder andersgläubig sind. Zwischen Monstranz, und Demonstration liegt ein Spielraum für populäre Möglichkeiten, den kein Demagoge des Glaubens und kein Pfaffe der Politik je ungenützt ließ. Herr Harden hat das wirksamste Mittel gefunden, um seinen Patriotismus vor allen gläubigen Gemütern zu legitimieren. Denn es waren Zweifel aufgetaucht. Die Normwidrigkeit deutscher Höflinge in Ehren, aber man hatte sich öfter gefragt, ob ein Patriotismus sich in der Wahl seiner Mittel nicht doch vergriffen habe, der dem Blick der schadenfrohen Nachbarn eine so abscheuliche Perspektive durch das Loch der Vogesen eröffnet hat. Da besteigt Herr Harden mit einem unwiderleglichen Argument zum Beweise seiner vaterlandsfreundlichen Gesinnung die Tribüne: Der 'Simplicissimus', ruft er, hat eine französische Ausgabe! Und durch sie könnte der Erbfeind ein ungünstiges Bild von dem Geistesleben deutscher Offiziere bekommen. Das sei der bare Landesverrat. Denn so notwendig es war, Europa über die Geschlechtssitten der deutschen Armee reinen Wein einzuschenken,

so indiskret ist es, über das Bildungsniveau des Reserveleutnants Mitteilungen ins Ausland gelangen zu lassen.

Als ich dieses Argument für die Echtheit eines Patriotismus, dem auch ich bis dahin mißtraut hatte, vernahm, war meine Freude groß. Schon deshalb, weil Herr Maximilian Harden, der der Rede mächtiger ist als der Schrift, es vorgezogen hatte, den Beweis seiner patriotischen Leistungsfähigkeit einem Auditorium statt einer Leserschaft zuzumuten. Denn wäre dieser Beweis in der 'Zukunft' geführt worden, so hätte ich die Mühe der Übersetzung in unsere Sprache gehabt, und von dieser Aufgabe könnte ich nur sagen, daß ich es mir immerhin leichter und dankbarer vorstelle, den Text des 'Simplicissimus' ins Französische zu übersetzen. Geschähe es doch! Ich bin ein schlechter Verteidiger gegen den Vorwurf, daß einer Landesverrat begehe, wenn er Humor verbreitet oder wenn er eine künstlerische Sprachleistung Lesern zugänglich macht, deren Sprache für künstlerische Leistungen eigens erschaffen ist. Ich kann das Pathos nicht aufbringen, Herrn Harden einer Verleumdung zu beschuldigen, wenn er fälschlich behauptet hat, der 'Simplicissimus' veranstalte eine französische Ausgabe, Ich habe weder für die Ausfuhrverbote des Geistes noch für die Zollschranken der Kultur jenes Verständnis, das notwendig wäre, um die Behauptungen des Herrn Harden als ehrverletzend zu empfinden. Ich müßte seine Entrüstung teilen, um ihre Ursache mit Vehemenz zu bestreiten, und ich müßte einen vaterländischen Stolz begreifen, der seinen Manschettenknöpfen einen Siegeslauf um die Welt ersehnt, aber seinen Satiren das »Made in Germany« verübelt. Sie sollen im Lande bleiben und sich redlich von den Übelständen der Heimat nähren. Aber das ist schließlich der Mahnruf aller kritischen Nachtwächter, die es noch nie verstanden haben, daß man von der Kunst auch etwas anderes beziehen könne als Tendenzen und stoffliche Reize. Und ich sehe nicht ein, warum ich einem eine Unwahrheit nachweisen soll, wenn ich ihn einer Unwahrhaftigkeit beschuldigen kann. Ich würde Herrn Maximilian Harden die kitschige Gemeinheit seines Arguments mit demselben Hochmut vor die Füße werfen, wenn die französische Ausgabe des 'Simplicissimus' bestünde, wenn sie sich nicht auf die Übersetzung der paar Illustrationswitze reduzierte, mit der deutsche Satiriker ihren französischen Kunstgenossen gefällig sein wollten und die auf 650 Exemplaren einer angeklebten Schleife das deutsche Ansehen im Ausland gefährdet. Gäb's eine richtige französische Ausgabe, ich würde trotzdem die äußerste Geringschätzung für einen Agitator übrig haben, der den Blick der Weinreisenden von seiner eigenen politischen Schande abzulenken sucht, indem er vor ihnen die künstlerische Ehre des andern in eine politische Schande verwandelt. In den Kehricht des deutschen Geistes mit ihm! Und daß er nie wieder mit vorgeschützten Kulturinteressen uns belästige, uns, denen vor Europa eine Produzierung zeichnerischer Kunstwerke wahrlich besser anstünde als die literarischen Offenbarungen sexueller Spionage. Hätten wir die Wahl, einer kultivierten Welt die Satiren der Heine und Gulbrandsen oder den speckigen Ernst eines Leitartiklers zu unterbreiten, die Lumpenhülle der Kunst eines Rudolf Wilke oder den stilistischen Prunk, in dem die schäbigsten Wahrheiten unserer Publizistik einherstolzieren, einen Thönyschen Leutnant oder einen Harden'schen Flügeladjutanten —, ich wüßte bei solcher Wahl, welches Erzeugnis deutschen Geistes ich getrost ins Ausland schicken wollte, um dessen Achtung zu gewinnen, und ich wüßte, in welchem Falle ich ein Patriot wäre!

Beklagen wir es, daß solche Entscheidung nie ermöglicht wurde. Der 'Simplicissimus' hat, wie wir durch die Aufklärung Ludwig Thomas gehört ha-

ben, die geschäftlich verlockendsten Anerbietungen abgelehnt, und so erfahren die Franzosen, die uns ihre Witzblätter in hunderttausenden Exemplaren herüberschicken, aus unserem Geistesleben leider nur dann etwas, wenn Herr Harden in einem seiner Sexualprozesse beweisen will, daß er nicht behauptet hat, oder behauptet, was er nicht beweisen kann. So bleibt es ausschließlich Herrn Harden vergönnt, zu tun, was er dem 'Simplicissimus' nachsagt: die Scham seines Volkes zu entblößen, um seine Einnahmsmöglichkeit zu vergrößern. So bleibt es Herrn Harden vorbehalten, seine Angriffe auf die hintere Linie der deutschen Schlachtordnung im Angesicht des Auslandes zu verüben und den Interviewern des 'Matin' in spaltenlanger Rede zu versichern, daß er Material gehabt habe, Material habe und noch haben werde, bis der Termin des jüngsten Gerichtes anbricht. Er mag sich für einen deutschen Patrioten halten, weil die Franzosen bloß seine Reden und nicht auch seine Schriften zu übersetzen vermocht haben, und wir wiederum wüßten nichts von der unpatriotischen Gesinnung des 'Simplicissimus', wenn Herr Harden es vorgezogen hätte, darüber zu schreiben, anstatt zu sprechen. Aber er wollte verstanden werden, er wollte jene Instinkte gewinnen, zu denen man auf stilistischen Stelzen nicht gelangen kann. Nicht populär zu sein, dieses Schicksal teilt der Umwörter alter Worte mit jenen, die die Menge mit Gedanken in Versuchung führen. Will Herr Harden lügen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dann steigt er auf das Podium und heimst für den Verzicht auf die höhere Bildung und auf das Recht, den November Nebelmond und den König von England King zu nennen, jene Lorbeern ein, die er seit den Tagen von Moabit so schwer entbehrt hat. Hätte er in seiner 'Zukunft' etwa beteuert, daß der 'Simplicissimus' Mariannens lüsterne Blick die Scham germanischen Wesens, des vom Dünkel der Gewaffneten mählich nur in die Zucht des Fritzenstaates gekirrten, mit flinkem Finger entblößt habe ... ach, ich hätte mich erbarmen und wieder einmal aussprechen müssen, was ist. Ich freue mich also, daß Herr Harden es uns diesmal so leicht gemacht hat, die Schwäche seiner ethischen Hemmungen zu empfinden. Wenn er erweislich Wahres sagt, kommen wir ihm nur schwer darauf; wenn er lügt, gewinnt er uns sofort. Aber wer einmal lügt, glaubt einem andern nicht, und wenn der auch die Wahrheit spricht. Was Herr Harden vorgebracht hatte, wurde von Thoma glatt in Abrede gestellt, er selbst hätte also zugeben müssen, daß »der Stank schnell verflog«. Aber man müßte »seines Wesens Ruch« nicht kennen, wenn man es verwunderlich finden sollte, daß er nun erst mit der Festigkeit eines Galilei an seiner Entdeckung festzuhalten begann. Und es gibt doch eine französische Ausgabe! Er hat eine gesehen! Waren nicht hundert Lügen gegen eine Wahrheit zu wetten, daß Herr Harden sich auf die Friedensnummer, die unter dem Titel »Paix à la France« im Jahre 1905 erschien, berufen würde? Thoma war abgeführt; denn: »die Behauptung, es habe nie eine französische Ausgabe des 'Simplicissimus' gegeben, ist also unrichtig«. Ist sie's?, muß man sofort im feinpolemischen Fragestil des Herrn Harden hinzusetzen. Die Entblößung der deutschen Armee vor dem Ausland beweist er folgerichtig durch jene Publikation des 'Simplicissimus', die eine Propaganda der Abrüstung bezweckt hat. Einer behauptet, daß ich meine Hausfrau verraten habe, weil ich meiner Nachbarin erzählte, daß sie Wanzen beherberge, und meint, es gehe nicht an, die eigene Hausfrau in den Augen der Nachbarin herabzusetzen. Ich antworte, daß ich dergleichen nie getan habe. So?, sagt er, zufällig kann ich beweisen, daß du einmal bei der Nachbarin warst. Und das stimmt wirklich, denn das war damals, als ich sie für eine gemeinsame Aktion gegen das Teppichklopfen gewinnen wollte ... Herr Harden ist ein Ehrenmann

mit logischen Unterbrechungen. Und er wird so lange bei seinem Argument bleiben, als dessen Billigkeit ihn mit dessen Nichtigkeit versöhnt und in den Augen deutscher Spießler zum ehrlichen Manne macht. Denn es muß ein verflucht angenehmes Gefühl sein, das Odium eines Polizeihundes, der auf homosexuelle Tiergartenabenteuer geht, mit dem Ruf eines Wächters am Rhein vertauschen zu dürfen, der anschlägt, wenn ein Satiriker vorbei will.

Zum heuchlerischen Alarm ist da und dort Gelegenheit; aber so sehr es der Bürger liebt, wenn ihm die Moral gerettet wird, noch, mehr staunt er die Bravour des Tapferen an, der ihm das Vaterland rettet. Und das zweite Problem ist umso interessanter, als es neben der politischen Spannung auch wieder Gelegenheit für eine moralische Kunstfertigkeit bietet. Die ahnungslosen Deutschen sitzen in einem Biergarten, da steigt Herr Harden auf einen Sessel und wird seine Leistungsfähigkeit zeigen; vorerst aber bittet er die Herrschaften »um ein kleines Trinkgeld oder Douceur«; — die französische Übersetzung ist bei der Ansprache der Trapezkünstler üblich, wird ihnen aber nicht weiter übelgenommen. Und Herr Harden versichert den angenehm überaschten Biertrinkern, daß ihn die »Tat« des 'Simplicissimus', der den 650 Exemplaren eine Schleife mit fünf französischen Zeilen beigeheftet hat, »unverzeihlich dünkt, so unverzeihlich wie das Handeln eines, der eine schmäbliche oder lächerliche Familiengeschichte in die Zeitung bringt ... Süd oder Nord: die Deutschen sollen sich als einer Familie angehörig fühlen und die Darstellung der traurigen oder lächerlichen Mißstände, die im Familienhaus leider noch fühlbar sind, nicht selbst den Fremden zum Kauf anbieten«. Die Besucher sind entzückt, geben ein Trinkgeld und kein Douceur, und alle stehen im Bann einer erstklassigen akrobatischen Leistung, die dem patriotischen Bauchaufschwung mit dem großen salto morale vereinigt. Nur einer im Hintergrund ruft: Eulenburg! ... Er will damit sagen, daß er den Artisten schon von früher her kennt und daß ihm die Methode, mit der Moral Politik zu machen, schon einmal Übelkeit erregt hat. Er will sein Mißbehagen ausdrücken, daß Herr Harden die Erinnerung an eine Produktion heraufbeschwört, die ihm beinahe den Hals gekostet hätte. Denn daß einer ein Jahr lang nichts anderes tat, als die Geheimnisse fremder Betten zu lüften und den Familienfrieden derer von Sokrates bis Lynar zu zerstören, war eine stärkere Gesinnungsprobe, als ein durchschnittlicher Moralheuchler eigentlich nötig hat. Aber daß er es dann als eine unverzeihliche Handlung brandmarkt, schmäbliche oder lächerliche Familiengeschichten in die Zeitung zu bringen, ist bereits eine Fleißaufgabe der Scheinheiligkeit. Freilich wünscht er nicht, daß man die sittlichen Wirkungen seiner Aktion mit der Erschütterung des deutschen Ansehens durch die Übersetzung der Simplicissimus—Witze vergleiche. Hat Herr Harden »sein Beweismaterial in einer Weltverkehrssprache veröffentlicht«? Das hat er, wenn man von den Interviews in der französischen Presse absieht, weiß Gott nicht getan, und trotzdem ist »durch sein Reinigungswerk das deutsche Ansehen wesentlich gebessert« worden. Die Welt hat also davon erfahren, es hat ihr imponiert, und es kommt offenbar auf den Kredit dessen an, der ein Reinigungswerk vornimmt. Der 'Simplicissimus' kann sich gewiß nicht auf ein anerkennendes Schreiben des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten, des Barons Speck v. Sternburg berufen. Herr Harden kann es. Denn der Baron Speck hat ihm bestätigt, daß alle führenden Männer in den Vereinigten Staaten des Lobes voll waren. Er ist tot, er starb bald, nachdem er Herrn Harden seine Anerkennung ausgesprochen hatte. Er teilte das Schicksal aller bedeutenden Männer, die sich auf ihre Vertraulichkeit mit

Herrn Harden etwas zugute taten. Qui mange du pape, en meurt ¹. Aber essen die Leser von diesem Speck? Möglich, daß der Tote Herrn Harden gelobt hat. Aber selbst wenn wir diesen Botschafter hörten, es fehlte uns der Glaube. Denn es kommt auch beim Ansehen des Herrn Harden im Ausland, wie in allen Lebensproblemen, weniger auf das erweislich Wahre, als auf die innere Wahrscheinlichkeit an.

Wie umständlich muß heute ein deutscher Patriot seine Ehrlichkeit beweisen, damit sie die Welt nicht glaubt! Man verdächtigt die Motive des Herrn Harden, die ihre Ursprünglichkeit an der Stirne tragen. Man ist nicht einmal vorweg davon überzeugt, daß er in die Volksversammlung kam, um den künstlerischen Wert des 'Simplicissimus' zu loben, und daß ihm »erst während er sprach, einfiel, daß dieses Lob als ein auch der Geschäftspolitik des Blattes geltendes gedeutet werden könnte«. Weil ihm dies erst während er sprach, zufällig einfiel, deshalb, nur deshalb sagte er, »daß er das Blatt nicht mehr ganz so gern wie früher sehe«, und brachte auch die französische Ausgabe zur Sprache. Anstatt daß man nun der spontanen Natur des Herrn Harden, deren Unberechenbarkeit heute nur noch im Wesen einer einzigen Persönlichkeit in Deutschland ihresgleichen hat, Gerechtigkeit widerfahren läßt, anstatt daß man zugleich eine Besonnenheit anerkennt, durch die sich auch ein Temperament im letzten Augenblick Zügel anzulegen vermag, behaupten die Feinde, der Tadel des 'Simplicissimus' sei nicht von der Gerechtigkeit der Liebe, sondern das Lob sei von der Taktik des Hasses diktiert, und der Wandel in der Ansicht des Herrn Harden sei nicht dem verletzten patriotischen Gefühl zuzuschreiben, sondern der verletzten Eitelkeit. Daß die Welt das Strahlende zu schwärzen liebt, ist bekannt, aber es ist besonders undankbar von der Welt, wenn sie diese Praxis gegenüber einem Manne betätigt, der sich so gern an die Welt wendet. Müssen solche Erlebnisse nicht schließlich zur Vereinsamung der Agitatoren führen? Mit ungerechter Rauheit sehen wir da ein Berliner Blatt in ein naives Seelenleben greifen, wenn es dreist behauptet, der Wandel in der Ansicht des Herrn Harden über den 'Simplicissimus' sei auf meine Mitarbeit am 'Simplicissimus' zurückzuführen ... Wärs möglich? Wäre ich wirklich schuld? Aber da es behauptet wird, so fühlt mein Magen auch noch eine moralische Verpflichtung, sich bei der patriotischen Zubereitung einer Ranküne mit allen anderen deutschen Magen umzudrehen.

Wenn ich schuld bin, muß ichs auf mich nehmen, und tue es vor der ganzen Öffentlichkeit mit jener freudigen Bereitschaft, die Herr Harden an mir schon gewohnt ist. Daß ich bloß als Mitarbeiter des von ihm beschimpften 'Simplicissimus' das Wort führe, mag er behaupten, wenn er sich seinerseits darauf verlegen will, die Motive einer Aussprache zu verdächtigen. Ich würde mich zu meiner Konsequenz so gut bekennen, wie zu jenem Widerspruch, dessen die aufrechten Männer mich damals beschuldigt haben, als ich nach einer Polemik gegen den 'Simplicissimus' mich durch Mitarbeit zu ihm bekannte. Was ich einmal — mit höherer Achtung vor dessen künstlerischem Wert als Herr Harden — gegen den 'Simplicissimus' einzuwenden hatte, das hat meine Subjektivität eingewendet, die von Zugeständnissen an den Geschmack des Publikums nichts wissen will und deren luxuriöses Recht ich mir nur selbst zugestehen darf. Keinen besseren Beweis seines Verständnisses für solch unerbittliche Kunstauffassung konnte der 'Simplicissimus' erbringen, als durch Einladung eines Autors, dessen Beiträge sicherlich kein Zugeständnis an den Geschmack des Publikums bedeuten, und in keinem ehrlicheren Krieg der Meinungen ist je ein ehrlicherer Friede geschlossen worden. Wenn er aber

1 Wer vom Papst ißt, stirbt davon.

den unehrlichen Krieg des Herrn Maximilian Harden gegen den 'Simplicissimus' eröffnet hat, so lasse ich es mir gefallen, daß man meinen Angriff auf den Angreifer als die Erfüllung einer Bündnispflicht deutet. Ich habe oft genug bewiesen, daß ich keines anderen Winks bedarf, um gegen diese publizistische Macht mobil zu sein, als einer Lektüre der 'Zukunft', und wer mich kennt, wird mir glauben, daß ein patriotisches Bekenntnis des Herrn Maximilian Harden durchaus genügt hat, um mich in den alten Zustand der Feindseligkeit zu versetzen. Vollends im Angesicht des Versuchs, die Tribüne zu erobern und zum Paradeplatz für eine Gesinnung zu machen, deren populäres Verständnis die Sprache des Literaten so lange gehemmt hat. Daß Herr Harden die Zeit für solche Veränderung seiner Operationsbasis gekommen sieht und daß er so verpönte Hilfsmittel nicht verschmäht, ist ein Beweis, wie hoch er den Verlust an publizistischer Ehre einschätzt, den er erlitten, und wie sehr die Eulenburg—Kampagne sein Ansehen im Inland herabgesetzt hat. Wahrlich, groß ist der Schaden, der sich auf allen Seiten ergibt. Und wenn wir an Frankreich fünf Milliarden Simplicissimus—Witze bezahlten, die Niederlage könnte nicht größer sein. Deutschland steht vor der Welt als ein Staat da, dessen Mannschaft durch Selbstmord dezimiert und infolge gewisser Schwierigkeiten der Fortpflanzung nicht ergänzt wird. Dem Riedel, dem »aufrechten Milchmann«, haben die besseren Leute die Milch abbestellt. Und einem aufrechten Publizisten bleibt nichts übrig, als ein Patriot zu werden.

Karl Kraus.



Kameraderie.

Gemeine Menschen machen selbst eine ausnahmsweise edle Handlung gemein, während der Hohe sogar Böses adelt, das er verüben muß. Den Maßstab für die sittliche Beurteilung gibt nicht die Tat, nur der Täter. Deshalb hält der vulgäre Irrtum sich gerade an die deutliche, in ihren Folgen scheinbar leicht zu messende Tat. Er stellt dem bestimmenden Wesen der handelnden Charaktere, das er nicht ohneweiters enträtseln will, noch kann, eine Mauer moralischer Majoritätsbeschlüsse gegenüber.

Dieses Mißtrauen der Gemeinheit belauert doppelt wachsam jeden Versuch einer freien geistigen Organisation und lügt dem unbekümmerten Trieb den niedrigsten Zweck an, weil es die natürliche Feindschaft höherer Menschenvereinigungen wittert und fürchtet. Ein typisches Beispiel hierfür möchte der gehässige Sinn der Formel »Kameraderie« abgeben. Das Wort ist die Verhöhnung eines an sich edlen Instinkts: der Freundschaft, der Hilfsbereitschaft innerlich Verwandter, geistig Zugehöriger, eine so unvorsichtige Verdächtigung, daß man billig fragen könnte, warum nicht jede Sammlung von Menschen zu bestimmten Handlungen und Pflichten schon mit ihrem Namen ihren Spott, ihre sittliche Verneinung aussagt, warum sich nicht schon an weit umfassendere Bindungen von Anbeginn an die gerechtere Gehässigkeit knüpft, etwa an den Staat, die Kirche, Armee, Gewerk— und Konsumvereine. Müßte dann von rechtswegen nicht jeder Beruf schon mit seinem Namen alles üble anschuldigen, das er enthalten und gelegentlich ausbilden mag? Außer

dem Wort »Pfaffe« bekommt nicht leicht eines den Geburtsfehler so üblen Nebensinnes mit, wie die »Kameraderie«. Die Sprache, welche immerhin ein tieferes Gewissen der schaffenden Menschlichkeit bedeutet und wahr, versagt sich mit Recht solcher Verallgemeinerung, es widerstrebt ihr, das Wort »Freundschaft« durch eine schielende Verdächtigung zu entstellen, so muß ein fremdes erborgt werden, um für den Instinkt der Gemeinheit, der sein Ebenbild und Gleichnis in allem Tun wittert, einen Ausdruck herzugeben, worin alle Absichten engerer Verknüpfung von Menschen unter Einem als böseartig angezeigt werden. Was sich in Berufen zu bestimmten, sichtbaren Wirkungen, zu Machtorganisationen mit offenkundigen Zwecken verdichtet, entgeht dem Unglimpf, was seine wahren oder vorgeblichen Motive auf der Stirne geschrieben trägt, braucht ihre Mißdeutung nicht zu fürchten, wenn es sie gleich hundertmal in aller Gelassenheit verkehrt. Sofort aber stürzt sich das Übelwollen der Masse und mit unfehlbarer Gewalt auf Verhältnisse, die, unabhängig von äußeren Gründen durch innere Notwendigkeit zustande gebracht, inneren Gesetzen, den Willensrichtungen und Gemütsforderungen gehorchen und nach verschiedenen Seiten gleichsam eine Ausstrahlung geistiger Kräfte entsenden, die nach der Art der Genossen fruchtbar oder verderblich, immer aber von äußeren Bedingungen halbwegs befreit, ihre Wirkung ausüben. Der geheimnisvollen Anziehung, Gewandtheit und Macht solcher Wahlgemeinschaften begegnet die große Masse, der das Argument nicht gehört, mit Hohn, einerlei, ob sie das beste Gewächs ausrottet, das ihr Boden trägt, oder das geile Unkraut, Dem angeblichen Urteil der Menge setzt der Einzelne billig sein Vorurteil gegenüber, ihr Vorurteil kann er nur mit der Klarheit des Urteils erwidern.

Es ist die tiefste Weisheit der Natur, daß sie ihre Gebilde durch den Kampf, ihre Fruchtbarkeit durch das stete Widerspiel erhält, worin jede Bewegung ihren Gegensatz zugleich entfesselt und besiegt, erzeugt und braucht, sich in ihm auflöst und neu gebiert. So läßt sie dem Machtinstinkt des Ichs ein tiefes, seelisches Gemeinschaftsbedürfnis, den groben Zweckvereinigungen der Gesellschaft zarte, willkürliche Wahlgemeinschaften antworten: Freundschaft, Liebe.

Die subtilste Wahlgemeinschaft, die Freundschaft, wird in ihrem Gefühlswert ganz durch die Auslese des Genossen bestimmt, ihr Zweck bleibt verinnerlicht. Darum sind alle Handlungen, die der Freundschaft entspringen, so recht unmeßbar und fragwürdig. Jeder Selbstbetrug bringt zerstörende Folgen. Das Vertrauen wird allzuleicht enttäuscht, die Kraft des Gefühls erschwert die Dauer, seine Besonderheit und Willkür läßt keine allgemeine Glaubwürdigkeit zu. Gibt es eine zartere Harmonie, ein feineres Gleichgewicht?

Man wendet das Wort Kameraderie an, wo solche seelische Verbindungen über das engste Maß individueller Zugehörigkeit hinausgreifen, einen ganzen Ring von Gleichgesinnten erfassen und ihre Kräfte dem Ziele gegenseitiger Erhöhung dienstbar machen. Was dem Einzelnen gern zugestanden wird, daß er nach allem Vermögen schlecht und recht auf seinen Vorteil bedacht sei, bleibt der Kameradschaft verübelt. Sie bringt nämlich dieses mit sich: der Kreis ihrer Zugehörigen schätzt das Gemeinsame so inständig, daß er selbst die widersprechenden individuellen Hemmungen überwindet, er mißt jedem Einzelnen so viel Wert bei, daß er dessen Anerkennung wie seine eigene empfindet und zur eigenen Sache macht, jeder handelt in unbewußter oder absichtlicher Übereinstimmung mit den übrigen so, daß er jedem Genossen dieser Wahlgemeinschaft das beste Gelingen seiner persönlichen Bestre-

bungen mit allen Mitteln zu ermöglichen sucht, nicht ohne ein Gleiches von ihm vorauszusetzen, zu verlangen, zu erreichen. Jeder ist jedem in diesem Verhältnis zugleich unter— und übergeordnet.

Ein geheimnisvoller Zusammenhang scheinbar unabhängiger Menschen übt seine Macht spontan aus, er wirkt nach allen Richtungen, wirbt Teilnehmer selbst ohne es zu wissen, das Beispiel verlockt Unschlüssige, reizt zur Nachahmung, zusehends entwickelt sich eine bestimmende Bewegung.

Es ist das rechte Beispiel für die Gewalt des Persönlichen, das, Verwandtes an sich ziehend, die eigene Art potenziert. Die Gefahr der Verallgemeinerung solcher, ursprünglich individuell bedingter und gefärbter Zugehörigkeiten ist erheblich, denn mit der Verbreitung tritt eine Verflachung der Ideen, eine Vergrößerung der Zwecke und Mittel ein, es entwickeln sich Meinungs—, Geschmackskonventionen, kurz die Masse schleicht sich in den Kreis ein, den sie vorerst geschmäht, sie löst ihn auf; indem sie ihm den Schafsgeworsam zollt, macht sie ihn selbst zum Leithammel. Die Nahrung, die sie solcher neuen schöpferischen Organisation dankt, verschlingt sie gierig, trotzdem sie sie durch Mißtrauen, Verleumdung und Hohn beschmutzt hat.

Aber um diese unvermeidliche Entwicklung braucht sich der ursprüngliche Trieb nicht zu kümmern, der sein höheres Recht wahren darf. Der Spott, der die Einzelnen treffen soll, fällt auf die Menge zurück, die von ihnen besiegt wird.

Es gilt, den Instinkt selbst zu erwägen und dienstbar zu machen, die Notwendigkeit zur Freiheit zu erheben und vor sich selbst zu rechtfertigen. Die Masse, die sich der verächtlichen Kameraderie nicht erwehren kann, mag der gerechten ruhig unterworfen worden. Aber die Kameraderie sollte sich auf sich selbst besinnen, sich zu sich selbst bekennen: es ist die vornehmste Eigenschaft des Geistes, allenthalben den Geist zu ahnen, das Bedeutende wie mit einer Springwurzel aus dem Versteck aufzuspüren und unter Tausenden sein Zeichen zu erkennen. Es ist Beruf und Pflicht des Geistes, dem Geist anzugehören und zu helfen und dabei sich selbst die höchste Rechtfertigung zu gewinnen. Es ist nahezu das einzige zuverlässige Zeugnis für eines Mannes Wert, wenn er mit dem Bewußtsein der eigenen auch das fremder Bedeutung vereinigt, wenn er neben dem einfachen Instinkt der Icherhaltung den feineren, selteneren einer gerechten Würdigung des fremden, edlen Selbst bewahrt. Es bleibt die einzige Aufgabe, die ein unabhängiger schöpferischer Mensch anerkennen mag, der gleichgültigen Zwangsgesellschaft ringsum eine absichtsvolle, freie, aus unabhängiger Wahl aneinandergeschlossene, durchgeformte und bestimmte Vereinigung entgegenzubilden, die durch sich selbst eine höhere Art erwirkt, welche den Einzelnen über sein gegebenes Maß hinaushebt. Es ist die einzige Entwicklung, die ihren Mann verdient. Freilich gehört ein gewisser Mut dazu, soviel Zutrauen nicht bloß zu sich, sondern zu fremden Menschen, Ideen, Leistungen zu haben, nichts kann tiefer erschüttern, als ein Irrtum in dieser Grundfrage. Aber Geist ist eben Mut schlechthin.

Die Rechtfertigung des eigenen Wesens durch solche Wahlgemeinschaft bedeutet einen Gewinn, der selbst mit Enttäuschungen nicht zu teuer bezahlt wird. Überhaupt welche Angst vor bösen Erfahrungen! Als wären sie nicht die einzige Währung, mit der wir die Launen, Abenteuer, Zügellosigkeiten, Genüsse, all die Jahreszeitenwechsel, den Sternenhimmel unserer Geistigkeit bezahlen müssen!

Das Vertrauen zu Menschen, die Ehrerbietung vor solchen, die ich als groß erkenne, mein unbeirrtes Zeugnis für sie, erhebt mich selbst, dagegen

schränkt mich die Unfähigkeit der Hingabe an fremde Ideen und fremden Wert, die Feigheit, mich in mich selbst und zwar in die leerste, kümmerlichste Sekurität der ungestörten Existenz zu flüchten, aufs engste ein. Den Gemeinschaftsinstinkt zu einer Freiheit und Sicherheit der Wahl auszubilden, ist die einzige Pflicht eben des individuellen Geistes und das einzige gerechte Maß seiner Beurteilung. Das hat natürlich nichts mit der notwendigen und selbstgerechten Einsamkeit zu schaffen, in der jeder lebt, auch ohne sie erst bewußt zu erwirken, denn es gibt Zustände und Handlungen, Absichten und Äußerungen auch des geistigen Lebens, die schlechthin und notwendig sozial sind, Beziehungen verlangen und erzeugen, während nebenher, darüberhin der ganze ungeminderte Horizont der Einsamkeit sich wölbt.

Diese eigentümliche Notwendigkeit innerer Beziehungen, einer willkürlichen Sozialität befreit den Einzelnen selbst bei übernommener Bindung. Irgendwie ist seine Leistung der von ihm bejahten, aufgesuchten, geförderten, verwandt. Was einer draußen irgendwo entdeckt, an sich zieht, liebt, wird seine Ergänzung und sein Triumph.

Nichts Böses und Widerwärtiges liegt in der Natur solcher Gemeinschaftsbildungen und Äußerungen, die erst durch Einzelne und ihren Unwert verdächtig, schlecht werden können. Alle großen Menschen haben Verwandte vereinigt, mit unvergleichlicher Gabe der Anziehung festgehalten und jedem sein Äußerstes und Bestes entlockt, so daß jeder dem Genie zumindest mit einem Strahl des Genies erwiderte. Durch die Kameraderie Richard Wagners ist Nietzsches Geist entbunden worden, dessen Freiheit eben den Gemeinschaftsinstinkt heiligte, da er ihn überwand. Die Welt einfacherer Sitten hat solche Wahlorganisationen selbstverständlich gefunden und geachtet, nicht verleumdet. Man lese etwa die ehrerbietige Schilderung der germanischen Gefolgschaft bei Tacitus. Die Sage, die den geheimnisvollen Grundcharakter menschlicher Zusammenhänge durch längstvergangene, vom Glanz der Ewigkeit umleuchtete Begebenheiten vergegenwärtigt, hat alte schöpferischen Gestalten der Geschichte in einen Kreis gleichgesinnter, hilfreicher Gefährten gestellt und die Einsamkeit jedes Großen erst recht vertieft, indem sie sein Maß an der Gemeinschaft der Besten zeigt.

Wir wollen den Mut haben, uns ebensowohl zu uns selbst, wie zu denen zu bekennen, die wir wie uns selbst bejahen, zu fördern, was wir dessen für würdig halten, wie auch ein gleiches anzunehmen.

Was die tägliche Gemeinheit in aller Unschuld und Schuld selbstverständlich verübt, ohne jegliche Skrupel, ja nicht einmal durch ein schlichtes Gefühl gerechtfertigt, aus niedrigstem Trieb, das unwürdigste, auch nur, was ihr gleicht und gemäß ist, durchzusetzen, wird dem strengen, unabhängigen Urteil, der gewissenhaften Einsicht, der Freiheit des Einzelnen zur Pflicht. Der Feindschaft, Rohheit und Unfähigkeit zu begegnen gewärtig, sollte er der immer bereiten Organisation der Dummheit nicht die naive und stolze Wahlgemeinschaft der Begabung, des reinsten Willens entgegensetzen? Er sollte nicht getrost seine Kameraderie mit dem Werte der Kameraden begründen? Unsere Handlungen sind genau soviel wert, wie wir selbst. Wir müssen ihnen vertrauen, denn der Maßstab für unser Tun liegt in uns. Wir dürfen ihn nicht aus der Hand geben.

Ihr sollt unsere Taten an uns erkennen.

Otto Stoessl.

* * *

Selbstbespiegelung.

Daß ich den Vorwurf der Selbstbespiegelung als die Feststellung eines mir bekannten Wesenszuges hinnehme und nicht mit Zerknirschung, sondern mit einer Fortsetzung des Ärgernisses erwidere, daran sollten sich meine Leser nachgerade gewöhnt haben. Natürlich tue ichs nicht ihnen zu Trotz, und nicht einmal mir zuliebe. Mit dem Abdruck der Urteile, die im Ausland über meine Bücher erscheinen, will ich keinen kränken und keinem gefällig sein, sondern nur als Vertreter des österreichischen Geisteslebens der Gefahr vorbeugen, daß es einmal heißen könnte, hierzulande habe überhaupt niemand über mein Wirken gesprochen. Dafür sollte mir die Wiener Geistigkeit dankbar sein, daß ich ihr eine Mühe abnehme und einen Ruf bewahre. Daß aber auch die Freude über ein anerkennendes Wort seiner Wiederholung zugrundeliegt, warum sollte ichs leugnen? Wer das Lob der Menge gern vermißt, wird sich die Gelegenheit, sein eigener Anhänger zu werden, nicht versagen. Die Phantasie hat ein Recht, im kärglichsten Schatten eines Baumes zu schwelgen, aus dem sie einen Wald macht, und es gibt keinen lächerlicheren Vorwurf als den der Eitelkeit, wenn sie sich ihrer selbst bewußt ist. Ich bin so frei, alles Glück der Koterien mir selbst zu bereiten. Der böswilligste Tropf wird nicht glauben, daß ich Wert darauf lege, ein Liebling der Wiener Kritik zu sein, und daß ich mich beklage, weil ichs nicht bin. Aber festzustellen, daß diese ihre täglich wachsende Achtung hinter einer feigen Konvention verbirgt und sich mundtot macht, wenn sie sprechen möchte, gehört zu den Aufgaben, die mir gerade dann obliegen, wenn man mich bloß für einen Aufseher über die korrupten Machenschaften einer Stadt hält. Was hätte ich denn von diesem Schweigen, wenn ichs nicht hörbar machte? Es wäre eine faule Retourkutsche, nichts darüber zu sprechen!

Aber die Zitierung ausländischer Urteile entspringt auch einer allgemein kunstkritischen Einsicht. Sie bezeichnen nämlich samt und sonders die Distanz, in der fernstehende Leser sich zu einer Produktion befinden, die von aktuellen oder zufälligen, fast immer unscheinbaren Anlässen zu perspektivischer Gestaltung empordringt. In der Stadt, in der diese Arbeiten entstanden sind, kennt man die Anlässe zu gut, um die Gestaltung zu verstehen. Dieser Unterschied scheint dafür zu sprechen, daß auch hier von einer verminderten Aktualität ein erhöhtes Verständnis abhängen werde.

Zu einer ähnlichen Hoffnung berechtigt das Kopfschütteln, mit dem kürzlich meiner Publikation »Persönliches« selbst solche Leser begegnet sind, die einem Autor, der sein Tagebuch als Zeitschrift herausgibt, ein für allemal das Recht auf Überraschungen zubilligen. Von dem Durchschnittsleser, der nur den stofflichen Anstoß dieser aphoristischen Bemerkungen spürt, aber ihn nicht erfährt, von dem erwarte ich natürlich nichts anderes als die Frage, »gegen wen« sie sich richten. Ich antworte ihm: Gegen mich, ausschließlich gegen mich! Aber das Recht auf Selbstmord will er mir nur dann einräumen, wenn ich ihm auch das Motiv angebe. Sie lesen: Er ... und fragen: Wer? Lesern, die ein Liebesgedicht für die Empfehlung einer Adresse und die satirische Gestaltung eines Typus für einen Angriff halten, kann ichs und möchte ichs nicht recht machen. Andere wieder kennen den zufälligen Anlaß meiner Selbstzerfleischung: ihr stoffliches Interesse an dem Fall wird so sehr befriedigt, daß sie darüber die Perspektive vergessen, und wären sie auch sonst imstande, sie zu würdigen. Daß ein Dramatiker das Recht hat, die gleichgültigste Lebensfigur zu überschätzen und zugleich ihre Besonderheiten zu verwer-

fen, wenn sie ihm für die Herausarbeitung des Typischen dienlich scheinen, räumen solche Leser wohl im Prinzip ein. Aber gegebenenfalls benehmen sie sich wie vor einem Schlüsselstück: sie sehen nur das Porträt der ihnen bekannten Person, übersehen den Kunstwert, der die Erinnerung an ein gleichgültiges Modell weit hinter sich läßt, und meinen, es sei diesem »zu viel Ehre« widerfahren. Nur jene werden dem Ausdruck eines Zornes oder einer Liebe gerecht, die von dem Anlaß überhaupt keine Ahnung haben. Sie verlangen nicht, daß einer eine Königin besinge oder einen König verlache, sie würdigen das Gedicht, zu dem eine Närrin oder ein Narr hergehalten hat. Das Recht, sich vom kleinsten Anstoß erregen zu lassen, darf schließlich keinem empfindenden Menschen bestritten werden; aber den Anstoß zu prüfen, wenn die Erregung gut war, ist eine Methode, die jedem künstlerischen Tun den Garaus macht. Wer Aphorismen, deren Berechtigung um ihrer selbst willen schon die deutliche Variation desselben Gedankens erkennen läßt und deren Eigenwert nur erhöht scheint, wenn ihr Tempo noch vom Erlebnis beflügelt wird, für eine Polemik hält, mag jedes dramatische Werk, dessen Beziehungen ihm zufällig bekannt sind, für ein Schlüsselstück halten. Er hat die Prämisse und glaubt gerade deshalb, daß sie anderen fehlen werde. Aber in jenen Aphorismen war für die Fremden nichts vorausgesetzt, nur für die Eingeweihten. Und wo eine Zeile Polemik zu viel wäre, dort können vierzehn Seiten Satire wenig genug sein. Polemik setzt Notorietät des Übels voraus (Harden) oder sie wird als Verteidigungsmittel begreiflich. Polemik verlangt, daß die Gestalt mit der Person kongruent sei. Aber die Lust an der satirischen Gestaltung von Erlebnissen, die objektiv nur wenig bedeuten mögen, habe ich mir nie durch die Furcht benehmen lassen, das Objekt bekannt oder beliebt zu machen, und es bleibt meine Art, dem kleinsten Anstoß zu viel Ehre zu erweisen.

Wem so subjektive Willkür nicht beliebte mag den Autor meiden; aber er hat nicht in jedem einzelnen Falle das Recht, ihn um seiner Konsequenz willen zu tadeln. Daß ich vollends Persönliches persönlich durchgestalte, sollte keinen überraschen, und mir zu verübeln, daß ich mich in den Mittelpunkt meiner eigenen Erlebnisse stelle, ist ein Ungebühr, die ich nicht verdient habe. Der langohrige treue Leser, der mir vorrechnet, wie oft »ich« und »mein« in einer Publikation vorkommen, deren publizistische Berechtigung ich nicht Esel genug bin zu behaupten, hat ja von seinem Standpunkt ganz recht. Nur begreife ich nicht, daß er dann so indiskret ist, in das Tagebuch eines andern hineinzusehen. Daß ich so anmaßend bin, es drucken zu lassen, rechtfertigt solche Neugierde noch lange nicht. Betrachtungen über die »Lage« wird man darin nicht finden. Die Nutzarbeit des Putzens einer Reichsfassade kann man von mir auch nicht erwarten. An solchem Werk wäre freilich kein »Ich« beteiligt. Aber mir fernstehende und fernlebende Menschen messen den Wert literarischen Schaffens nicht an dem stofflichen Gehalt, der hierzulande meine einzige Daseinsberechtigung ausmacht, sondern erkennen jenen, weil dieser ihrem Verständnis entrückt ist.

Karl Kraus.

*

Über »*Sittlichkeit und Kriminalität*« sind in der letzten Zeit mehrere deutsche Urteile erschienen. Aus einem Artikel des Berliner Professors Bruno Meyer im Oktoberheft der Zeitschrift 'Sexual—Probleme' seien die folgenden Stellen zitiert:

»Das Buch verlockt mehr zu einer Betrachtung unter dem ästhetischen oder stilistischen Gesichtspunkte, der an dieser Stelle der untergeordnete ist, als unter dem sachlichen, in dem an dieser

Stelle wiederum ein wesentlicher Unterschied in der Anschauungsweise mit dem Verfasser nicht bestehen kann. Seine Darstellung ist im höchsten Grade originell und vielfach überaus anziehend. Es ist der Ton jener fast verzweifelten schwarzseherischen Polemik gegen die öffentlichen Zustände, die man in Österreich gewohnt ist, und die vielfältig an einen der feinsten Feuilletonisten, Ferdinand Kürnberger, erinnert ...

Sein Grundgedanke, den er in diesem Sammelwerke in Anknüpfung an eine Reihe auffälliger Gerichtsverhandlungen durchführt, ist der, daß unsere Strafjustiz — in dieser Beziehung sind wir im Deutschen Reiche mit Österreich durchaus in derselben Verdammnis — sich unzulässigerweise um die ausschließlich sogenannte »Sittlichkeit«, d. h. die moralische Haltung in geschlechtlicher Beziehung nach der einmal für gültig angenommenen Moral, bekümmert und dadurch mehr Schaden als Nutzen stiftet. ...

Es sind das entscheidende Grundgedanken, die an dieser Stelle als Leitsätze gelten können, und die in so schlagender und spitziger, durchaus geistreicher Weise an einer Fülle lehrreicher Einzelfälle durchgeführt zu sehen, für den noch nicht auf diesem Standpunkte Stehenden überaus lehrreich, für den schon von ihm Ausgehenden interessant und amüsant ist. Mehrere der hier besonders ausführlich behandelten Fälle haben ja weit über die Grenzen Österreichs Aufsehen erregt, und man sieht daher gern, wie diese Dinge von unabhängig Denkenden in ihrem Ursprungslande angesehen werden. ...«

*

Aus der Zeit am Montag' (Berlin, 2. November):

»... Wenn Sie sich über die von Ihnen mit fassungslosem Entsetzen wahrgenommenen wunderlichen Beziehungen zwischen »Sittlichkeit und Kriminalität« gründlich orientieren wollen, so lesen Sie einmal das Buch, das der Wiener Schriftsteller Karl Kraus — der durch einen erheblichen Mangel an sentimentaler Gemütschlamperei seine Wienerische Bodenständigkeit allerdings schönede verleugnet — unter diesem Titel herausgegeben hat. Da werden Sie erkennen, mit welchem Eifer unsere Rechtspflege bei »Sittlichkeits«—fragen drauf und dran ist, die ganze Verlogenheit unserer »Kultur« in Verdikten wiederzuspiegeln, die einer späteren Periode wirklicher Kultur nicht weniger unfaßlich erscheinen werden, als uns die Greuel der Inquisition. Lesen Sie das Buch, aber hüten Sie sich — wenn Ihnen Ihre Ruhe lieb ist — die Nutz- anwendungen des Autors zu ziehen, den die Braven und Satten seiner Heimat wegen seiner unbequemen Unerschrockenheit nicht minder hassen, wie ihn die Schmöcke boykottieren, weil er ein Eigener ist.«

*

In den Anthropophyteia—Jahrbüchern 1908, p. 388/9 schreibt Alfred Kind (Berlin):

»Außer Karl Kraus wüßte ich keinen deutschen Journalisten, der für die sexuelle Frage als ernsthaft lesenswert in Betracht käme. Karl Kraus ist aber nicht bloß lesenswert; er muß unbedingt gelesen werden. Hier ist Versäumnis unmittelbarer Schaden.

Wonach streben wir denn mit unserer neumodischen Sexualforschung? Der Jesuitismus hat uns die unbefangene Sinnenfreudigkeit versiegelt, und Krafft—Ebing hat das Plazet seiner Pseudowissenschaft darauf gesetzt. Der Pfiff ist so genial, daß schon jeder Sitzredakteur es gelernt hat, mit priapischer Entrüstung und Irrenhaus—Phrasen nach starken Äußerungen der menschlichen Liebe zu werfen. Die Anthropophyteia—Jahrbücher sammeln in aller Stille Material aus der ganzen Welt, um methodisch zu beweisen, daß die Jesuitische Normalfigur eine faustdicke Lüge und nebenbei ein schlaues Geschäftchen ist, und daß Krafft—Ebing dem Bombastus Paracelsus zwar stark auf die Hacken getreten, im übrigen aber niemals einen gesunden Menschen nach seiner Erotik befragt hat.

Karl Kraus, dem Satiriker des Tages, steht es frei, das Ergebnis unserer Untersuchungen ohne gelehrte Beweise, allein au kraftvollem Instinkt, vorweg zu nehmen. Er wird damit zum aktuellen Wortführer einer kleinen Minorität, nicht von Deutschen, sondern von Kulturmenschen schlechthin. Diese Minorität findet das Wahlverwandte bei ihm künstlerisch zum Ausdruck gebracht; demonstriert an einer Auslese jener Affären, die den Zeitungen ein willkommener Anlaß zur Exhibition der eigenen Lüsternheit zu sein pflegen.

Im Vordergrund der Geschlechtsethik findet man bei Karl Kraus eine unbedingte und minneritterliche Wertschätzung des Weibes; ein Hauch von Ovid und Sacher—Masoch umschwebt sie. Wer vom Weibe ebenso erfüllt ist, wie Karl Kraus, wird wissen, daß diese glückliche Mischung des Temperaments bedeutet: Anerkennung der erotischen Selbständigkeit des Weibes und ihres ebenbürtigen, weil freien Wahlrechtes in der Liebe.«

* * *

Bücher.

In dem Buche »Karl Asenkofer, Geschichte einer Jugend¹« von Karl Borromäus Heinrich ist die Geschichte eines Menschen enthalten. Das ist zweierlei, eine Geschichte und ein Mensch, und kann sehr wenig sein oder sehr viel. Nichts Ungewöhnliches, Seltsames findet sich in den äußeren Begebenheiten dieser Jugend und sie sind auch nicht mehr als die Kulisse, vor der sich die Entwicklung eines Innenlebens abspielt. Dieses aber ist ungewöhnlich in seiner ergreifenden Intensität und dramatischen Bewegtheit; und fast seltsam wirkt daneben die alltägliche Dekoration, mit ihren Möglichkeiten, sich selber einzudenken und wiederzufinden.

Karl Asenkofer ist eines armen Mannes Sohn, drückende Not lastet auf dieser Jugend, sie ist das erste Erlebnis. Selbstgeschaffener religiöser Zwang ist das zweite. Zwischen diesen starren Uferwänden eingeeengt nimmt der Strom dieses Lebens seinen Lauf. Es ist eine Hochflut des Lebensgefühls, die sich Bahn brechen möchte. Denn da ist einer, dem das Erleben ein so mächtiger Genuß ist, daß er mit unnennbarer Sehnsucht ins Unbekannte, Neue strebt, um ihn wieder und wieder zu kosten. Seltsam, fast beängstigend ist es, zu sehen, wie die gehemmte Strömung stärker und stärker wird, ihre inneren

1 Albert Langen, München 1907. [KK]

Energien sich ins Ungemessene erhöhen. Der Jüngling krankt an diesem Übermaß latenter Seelenkräfte, ihr Ausbruch fährt ihn zu einer schweren Krise, fast zur Selbstvernichtung. Das ist der Inhalt der Geschichte die in dem Buche steht. Sie ist in knappen, starken Worten, in einer Sprache von zwingender Anschaulichkeit erzählt.

Die Art des Menschen aber, der uns hier entgegentritt, die Art — im Guten und im Bösen — kann nicht mit wenigen Worten gekennzeichnet werden. Vielleicht, wenn der Name Mensch eine Substanz bedeutete, die den vernunftbegabten Wesen in verschiedenem Maße zugemessen wurde, könnte man ihn als Träger eines konzentrierteren Menschentums bezeichnen. Sicher aber würde das Versprechen, das einmal ein anderer gab, »einen Menschen in seiner ganzen Naturwahrheit zu zeichnen«, hier eingelöst, und es wurde diesmal kein Schriftsteller, kein Mitglied einer bestimmten Gesellschaft, sondern ein Mensch gezeichnet.

Mit rücksichtsloser Wahrheit ist das Wesen einer Menschenseele hier offenbart; in seiner ganzen Größe, in seiner ganzen Schwäche steht es da. Und man zweifelt an seinem Rechte, wahrzunehmen und zu folgen, wenn ein Mensch, wie es hier geschieht, sein Innerstes und Bestes dem Auge des andern preisgibt. Und doch ist nichts Keuscheres denkbar, als diese Nacktheit, nichts Stolzeres, als diese Preisgabe. Seltsam ist es dann, zu erkennen, daß auch dieses Buch, voll Güte und Liebe für alle anderen, daß es in letzter Linie ein Rechtfertigungsbuch ist und Sühne bringt für ungetilgte Schuld.

Karl Asenkofer hat nie nach sich selber, hat immer nur nach den anderen gesucht. Er selbst war sich gegeben vom ersten Augenblicke seines Bewußtseins an. Er sagte ja und nein zu Menschen und Dingen, und sah. Von einer Entwicklung im gewöhnlichen Sinne war nicht die Rede. Er nahm nur von neuen Teilen des Lebens für seine Liebe Besitz. An Liebe ist er überreich; er braucht auch Gegenstände für sie. Einmal tritt ein Lehrer in der Volksschule dem Knaben gütig entgegen: »von diesem Momente an flutete ein heißer Liebesstrom von meinem Pulte zum Katheder«, schreibt er. Ein heißer Liebesstrom flutet auch von ihm zu seinen Eltern, mit unaussprechlicher Kraft umfängt er die Gestalt der Mutter mit seiner Liebe. Eltern, Freunde, Geschwister, alle liebt er, und alle lieben ihn. Sie wissen es von einander und fügen sich Schmerz zu; aber in dem Buche steht nur, daß er es gewesen ist, der den anderen Schmerz zufügte.

Dem Knaben und dem Jüngling ist fast jeder Genuß versagt, als der, für andere zu empfinden. Und schrankenlos gibt er sich diesem hin. Was immer in den Bereich seines Lebens kommt, er nährt damit sein Gefühl. Er steigert stets seine Fähigkeit, zu lieben, er häuft gewaltige Kräfte der Leidenschaft an. Er weiß es dabei gar nicht, daß sein Fühlen längst überstark geworden ist und daß es in den Wegen menschlichen Liebesverkehrs eine arge Verwüstung anrichten muß. Maßlos scheint seine Eifersucht, sein Bedürfnis nach Neigung zu sein; aber es ist nur Schein, er hat ein Maß dafür: sich selber.

Es ist schwer, wohl unmöglich, die Geschichte, wie Karl Asenkofer lebte und fühlte, unpersönlich zu werten. Sie ist eine der stärksten Sympathiewerbungen, die unsere Literatur besitzt, und in Ton und Art vielleicht die vornehmste von allen.

Manches wäre noch über den Künstler, über seine stille Kraft in der Darbietung, über seine Art zu sehen, zu sagen. Aber das meiste davon ist in dem über den Menschen Gesagten schon vorweggenommen. Friedrich Hebel spricht es einmal aus, daß der Dichter eine Voraussetzung, habe: den Menschen. Hier hat der Mensch eine Folge: den Dichter.

»*Oedipus*«, Roman von *Willi Speyer*¹ ist ein Buch vom Leben und vom Tode, das mit einem Siege des Lebens schließt. Also verlangt es nach einer Fortsetzung, oder nach mehreren.

Hier sind Bilder von schönen, hellen Menschen, die sich zwischen schönen Dingen bewegen, und Menschen sind das, die ein Feind umschleicht und belauert: das Denken an den Sinn des Lebens, das Denken an das Woher und Wohin.

In Wirklichkeit ist nur einer in dem Buche, einer, den die Schatten des Trübsinns »ruhelos jagen«, bis an das Heiligtum, über dessen Schwelle sie ihm nicht folgen können. Dieses Heiligtum ist ihm das mütterliche Weib.

Dieser eine ist ein schlanker feiner Knabe von fünfzehn Jahren, stolz und rein, der Erbe von Gedankenqualen der Väter. Er sucht nach sich selber. Die Menschen, die er trifft, sind schemengleich und oft scheinen sie nur Geschöpfe seiner Phantasie zu sein. Er liebt und haßt nicht, er durchkämpft seinen innern Kampf und macht dabei die Gebärden des Liebenden und Hassenden. Die Begebenheiten der Dichtung, denn eine solche ist es, sind traumhaft verschleiert. In manchen Szenen bricht dann das helle Licht des Tages durch den Nebel. Es ist kein Alltag, und die Szene wird nicht von gewöhnlichen Menschen gespielt. Aber sie setzt dennoch mit der vollen Kraft und dem vollen Reiz der Wirklichkeit ein. Knabentreiben ist es, das in seiner herben Frische hier die Wirklichkeit darstellt.

Mit den Worten des Oedipus hat Otfrieds Vater den Neugeborenen begrüßt: »Weh', was ist ein Mensch! Wer über diesem brütet, stirbt.« Dann hat er nach dem ersten Zeichen der Vernunft bei seinem Knaben geforscht und sich den Tod gegeben, als dieses erste ein Zeichen des Wahnsinns war. Er floh vor der Verantwortung, gezeugt zu haben. Und der Knabe findet aus seinen Gedanken den Weg des Oedipus zur mütterlichen Frau.

Traumvoll ist das Leben zwischen Geburt und Wiedergeburt: »Ruhe nur gibt die Geliebte, zu der der Mann sich bittend wendet. Durch sie wird er von seinem Traumdasein zur Wirklichkeit geboren ... « Das ist Leitmotiv, Inhalt und Sinn.

Hier ist die Befreiung eines Gefesselten aus einer Gedankenschlinge, die ihn würgt. Und in großen Zügen steht hier geschrieben, wie einer sich die Tatsachenwelt zur Heimat gewann, ein Vornehmer aus anderen Reichen.

Fieberphantasien, Träume und plastische Wirklichkeiten in bunter Folge. Ob sie sich auch zum Ganzen einen? Der Dichter verfährt hier mit diesen Elementen, wie etwa, ein Maler mit Licht und Schatten, er sucht nach der Wirkung, indem er sie nebeneinanderstellt. Aber er bietet nichts Bedeutungsloses. In dem Momente, wo er den Boden der Wirklichkeit wiederfindet, stellt, sich auch die Unbedrücktheit und Sicherheit des Künstlers ein. Hier ist selbstfrohe Gestaltungskraft am Werke

Otto Soyka.

* * *

[Anzeige eines Gedichtbandes.]

»*Auf Erden*, ein Zeit— und Reisebuch in fünf Passionen« heißt ein Gedichtband von *Alfons Paquet* in Frankfurt, der bei Eugen Diederichs in Jena

¹ Bruno Cassirer, Berlin 1907.

verlegt ist. Als ich ihn aufschlug, fiel mein Blick auf diese wunderschönen Zeilen:

Die begrabene Mutter.

Wir haben heute den Leib begraben, der uns einst geboren hat;
Wir haben heute die Mutter versenkt in den trockenen scholligen Boden
Und Schollen hinterher geschaufelt (sie schlugen auf wie Fäuste
Über dem seligen schmalen Frauenantlitz, über den geschlossenen Augen,
Über dem Frauenleibe, dem wir viele Malblumen mitgaben).
Warum Tränen, ihr Schwestern? Warum den gebeugten Nacken, Vater?
Sind wir Sträflinge? Sind wir etwa durch ein Joch gegangen?
Ihr Besucher, wollet nicht weinen.
Und du, mein Geist, der du aus dem Bette aufstehst,
Unruhig umherzugehen im eklen Dunkel:
Laß uns schlafen, laß uns den Stachel aus der Seele reißen und schwören:
Nicht der Mutter zu rufen, die nun schreitet in der Morgenfrische;
Nicht das ferne Frohgespräch der Abgeschiedenen zu stören.



Von den fröhlichen Menschen.

Zum Teufel mit allen Forderungen, die von Menschen an den Menschen gestellt werden! Früher hieß es: sei tugendhaft, gerecht, mitleidig, weise; heute hört man wohl auch: sei stark, rücksichtslos, schön. Es ist aber noch nicht gelungen, auch nur für eine einzige dieser Forderungen eine Begründung zu finden, die allen Menschen einleuchten müßte, und die berühmten Lehrer der Menschheit, auf die man sich bei solchen Forderungen beruft, haben sich immer nur als sehr anmaßliche, von Einbildungen geplagte Leute entpuppt, die uns weder etwas erklären, noch uns helfen können, wenn wir uns nicht selber helfen.

Das Leben selbst fordert nur eines von uns: *sei fröhlich!* Und dies heißt nichts anderes als: grübele nicht über das Leben, sondern freue dich desselben. Alles andere ist Wahn! Gerechtigkeit ist vielleicht nur Überhebung, Mitleid nur Schwäche, Weisheit nur Einbildung, Schönheit nur ein äußerer Firnis, Stärke nur grobes Wüten. An der Fröhlichkeit oder Traurigkeit aber kann nichts Falsches, Zweifelhafes oder Schwankendes sein. Wenn ich fröhlich oder traurig bin, so bin ich es zweifelsohne. Und wie es auf Erden nichts Zwiespältigeres, nichts Zerrisseneres gibt, als den traurigen Menschen, so gibt es auch keine höhere Harmonie als den fröhlichen Menschen.

Wenn wir den Wert einer Zeit oder Umgebung danach bemessen, ob sie angetan sind, fröhliche Menschen zu erzeugen und zu begünstigen, oder ob sie angetan sind, die Fröhlichkeit zu beschränken und zu unterdrücken, dann ist jede Zeit, in der der sogenannte Ernst des Lebens vorherrscht, in der alles in praktische Zwecke eingespannt und vom Kampf um die bloße Existenz verdüstert ist, eine schlimme Zeit. Wenn wir Fröhlichkeit und Kultur als dassel-

be, als die zwei untrennbaren Erscheinungsformen der Harmonie des Lebens betrachten, dann ist eine unfröhliche Zeit nur die Vorform oder die Verfallsform einer Kultur, ein Übergang oder ein Untergang. Nur darf man den Fröhlichkeitsgehalt einer Epoche nicht mit wehleidigem Herzen prüfen, aus geschichtlichen Tatsachen allein läßt sich überhaupt nicht auf die Vorherrschaft von Heiterkeit oder Ernst schließen. Und dem kurzsichtigen Blick eines Historikers mag oft eine Zeit besonders düster und von Schrecken erfüllt vorkommen, während der Sehende in den hinterlassenen Geistesspuren gerade dieser Epoche, deren ganze sogenannte Geschichte Krieg, Rache, Mord und Grausamkeit bilden, eine besonders strahlende Heiterkeit, eine unbändige, überquellende Lebenslust entdeckt. Die Grausamkeit des Griechentums war eine furchtbare, Homers Gesang besteht aus Schlachten, Morden und Foltern, aber welche kindliche, herzerquickende Fröhlichkeit leuchtet aus diesem Gesang hervor! Welch späterer Ausfluß einer Volksseele kann sich damit vergleichen?

Die Fröhlichkeit hat ganz und gar nichts mit der sogenannten Humanität zu tun, diese ist vielmehr in vieler Beziehung recht eigentlich ihr Gegensatz. Humanität in unserem Sinne war ursprünglich ein Produkt der Not, ein ökonomisches Prinzip. Die Humanität beginnt, wenn der Mensch vor allem auf seinen Wert als Arbeitstier hin abgeschätzt wird, und sie verzärtelt nach und nach die lebendigsten, die lustauslösenden Triebe, sie verbindet sich mit einem Gefühl der Furcht vor jeder starken Lust (Gewissen), sie macht wehleidig, und legt sich wie Reif über die naive Fröhlichkeit.

Mit der Humanität beginnt der leidige Ernst des Lebens, die Trübsal des Daseins. Mit der Humanität beginnen auch die Rechte auf Kosten des Rechts, der natürlichen Macht des Überlegenen. Recht ist von Hause aus natürliches Vorrecht, und alle Würde ist von Hause aus die Würde eines Vorrechtes. Mit Rechten und Würden aber, die sich auf alle verteilen, mit Menschenrecht und Menschenwürde müssen Recht und Würde faktisch zum Teufel gehen. Wo begegnen wir heute — da jeder auf seine Menschenwürde pocht — wahrhafter Würde? Würde ist natürlicher Wert, Würde setzt ein frohes Gemüt voraus oder wenigstens Sicherheit und Glauben an sich selbst. Es ist einer der stärksten Einwände gegen unsere Zeit, daß man heute allgemein die Würde das Wertbewußtsein, den Ausdruck frohgemuter Sicherheit — mit dem Ernst verwechselt, der der Ausdruck der Furcht, der sinnenden Besorgtheit ist.

Die innere Möglichkeit der Fröhlichkeit ist jedem Menschen ohne Ausnahme gegeben. Erst das Verlassen der natürlichen sozialen Schichtung und die Verlockungen einer falschen Freiheit berauben den Menschen dieser Möglichkeit. Wer nicht an der Stelle steht, die seine Natur ihm anweist, wer frei sein will, ohne sich selbst beherrschen zu können, der wird notwendigerweise zum unfröhlichen Menschen. Die Freuden, die ein solcher sucht, sind in Wirklichkeit Betäubungen seiner inneren Freudlosigkeit. Freudlosigkeit ist nach einem schönen Worte Nietzsches die Mutter der Ausschweifung. Fröhlichkeit ist Wohlsein von innen aus, ein Gefühl innerer und äußerer Harmonie.

Es gibt eine Fröhlichkeit der Bescheidenheit und Verehrung und es gibt eine Fröhlichkeit der Überlegenheit und des Wohlwollens. Die eine erwächst aus der Lust, eingereiht zu sein in eine feste, natürliche Ordnung, gelenkt zu werden von Führern, zu denen man mit gutem Vertrauen aufblicken kann, und benützt zu werden zum sichtbaren Wohl eines Ganzen. Die andere Fröhlichkeit erwächst aus der Lust, zu ordnen, zu lenken, zu schaffen. Der Glaube an die Führung und der Glaube an sich selbst finden in der Fröhlichkeit ihren

Ausdruck. Es besteht eine tiefe Kluft zwischen Mensch und Mensch, die Fröhlichkeit allein vermag sie zu überbrücken. Und daß es ein natürliches Oben und Unten gebe, ist wiederum ihre Voraussetzung. Die eine Art Mensch kann nur fröhlich sein, wenn sie sich begrenzt fühlt, wenn sie ihren guten Willen, und ihre kleine Nützlichkeit geschützt und behütet weiß vor dem unzählbaren Wilden, vor dem ewigen Barbaren in ihm selbst: dies ist der Zustand, den das Volk sich wünscht, um guter Dinge zu sein, — das Volk, solange es noch nicht von Demagogen verführt und verhetzt ist. Die höhere Art des Menschen, die schaffende, kann nur fröhlich sein, wenn sie sich unbegrenzt nach außen fühlt, denn sie hat ihre Grenzen *in sich*, sie repräsentiert den gebändigten Menschen, den Menschen der Selbstzucht.

Die Hauptquelle allgemeiner Unfröhlichkeit, allgemeinen seelischen Unbehagens ist Freiheit, mit der man nichts zu beginnen weiß. Die größte Last, die auf eine Seele gelegt werden kann, ist Selbstbestimmungsrecht. Und das größte Verbrechen der Machthaber unserer Zeit besteht darin, daß sie, um ihre Macht, der sie innerlich nicht gewachsen sind, äußerlich zu behaupten, denen ein Selbstbestimmungsrecht geben, die diese Last nicht tragen können, weil sie nicht mündig, nicht geschult, nicht kultiviert genug sind: dem Volk, den Frauen, der Jugend.

Man wird einmal vom Wahn der demokratischen Prinzipien erwachen und mit verwunderten Augen erkennen, was man für Wahrheit und Vernunft gehalten hat. Denn mit dem gleichen Recht für alle wird das natürliche Gleichgewicht einer Gemeinschaft aufgehoben, und alles in dieser Gemeinschaft gerät ins Rollen. Niemand fühlt sich mehr fest und an seiner Stelle, niemand fühlt sich mehr eingegliedert in ein organisches System; alles wird unsicher, schwankend, ein Für—Sich ohne zwingenden Zusammenhang mit seiner Umgebung; nichts wird mehr von heilsamen Notwendigkeiten bewegt. Eine erkünstelte, steten Veränderungen unterworfenen Ordnung (der sogenannte soziale Fortschritt) tritt an Stelle der natürlichen und unveränderlichen Ordnung der patriarchalischen Gemeinschaft. Es gibt kein wirkliches Oben und Unter mehr, keinen Zusammenschluß zu organischen und daher lebensfähigen sozialen Gebilden, keine *soziale Synthese*.

Der Fortschritt der Demokratie ist für den von Gegenwartsphrasen nicht verdummtten Beobachter ein Prozeß der Auflösung, des fortschreitenden Auseinanderfallens, der Atomisierung des sozialen Lebens: eine *soziale Diathese*. Die Anbetung des letzten Zerfallsproduktes, des Atoms oder Individuums, ist nicht etwa — wie man heute vielfach glaubt — eine Reaktion gegen die demokratische Nivellierung, sondern vielmehr deren logische und letzte Konsequenz. Im losgelösten, selbtherrlichen und unverantwortlichen Individuum des christlich—demokratischen End—Ideals ist jede Möglichkeit einer Kultur des Genius und jede Möglichkeit der Fröhlichkeit erstorben. Denn Genie und Fröhlichkeit sind im tiefsten Grunde eines und dasselbe: der lebendige Zusammenhang des Einzelnen mit allem, was ihn umgibt. Fröhlichkeit ist Harmonie, Dreieinigkeit von Gemeinschaft, Individuum und Natur, Heiligkeit der Ordnung, Glaube an die Ordnung. Seelische Verdüsterung, ist Disharmonie, Auseinanderstreben von Individuum und Gemeinschaft, von Leben und Natur, Unbeständigkeit der Ordnung, Neuerungssucht und Kritizismus. Dies alles sind aber Kennzeichen des modernen Lebens, und gerade die besten Menschen leiden am meisten unter der allgemeinen seelischen Verdüsterung, die heute wie ein giftiger Nebel über dem Leben lagert. Die Menschen, die mit der reichsten innerlichen Möglichkeit, fröhlich zu sein, ausgestattet sind, müssen heute die Verdüstertersten und Verbittertersten sein. Die Obersten und

Untersten sind heute die Kränksten, nur das menschliche Mittelgut ist noch halbwegs verschont, aber von Oben und Unten wird das Krebsgeschwür der Zeit sich bis zur Mitte durchfressen: vielleicht ist es ein Gesundungsprozeß. Vielleicht kommt ein Anfang nach einem Ende!

Dem Volke Selbstbestimmungsrecht geben, heißt das Volk unfehlbar zum *Gesindel* machen, denn mit der Freiheit wächst die Begehrlichkeit ins Ungemessene. Ein Volk ist eine Masse von natürlichem Zusammenhang und natürlicher Struktur, eine Masse, in der Zufriedenheit und Fröhlichkeit herrschen kann; eine ungegliederte Masse aber, die bloß durch Begehrlichkeit und Unzufriedenheit zusammenhängt, eine Masse, in der die mit dem Selbstbestimmungsrecht Unreifer unausbleiblich verknüpfte materielle und seelische Verlotterung jeden Keim der Fröhlichkeit erstickt, eine solche Masse ist ein Gesindel. Das Merkzeichen des Gesindels ist, daß es nicht fröhlich sein kann. Was beim Gesindel Fröhlichkeit heißt, verdient diesen Namen nicht. Das Gesindel kennt kein Wohlgefühl aus sich heraus, es braucht stets einen äußern Anlaß oder eine Betäubung, um sich wohl zu fühlen. Es kann sich »diebisch freuen«, wenn seine Begehrlichkeit für einen Augenblick gestillt wird, es kann sich »kannibalisch wohl fühlen«, wenn seine stets wache Schadenfreude sich ergötzen darf, und es kann »ausgelassen vergnügt« sein, wenn es gaffend eine Sensation mitmacht, oder wenn Trunkenheit es seine geheime Trauer vergessen läßt, wenn es von der Trauer einen Augenblick *ausgelassen* wird. Niemals aber kann das Gesindel innerlich fröhlich sein. Schon sein Blick zeigt dies, hinter dem stets der mißverstehende Neid hervorlugt. Es kann sich den Höherstehenden nur als den Genießenden vorstellen, als den Menschen, der das besitzt und genießt, was es begehrend entbehrt. Ein schauerlicher Irrtum des Gesindelgeistes! Und das heute in sehr hohe Regionen reichende Parvenutum gibt diesem schauerlichen Irrtum einen noch schauerlicheren Anschein von Wahrheit. Trotzdem gibt es kein härteres, kein entsagungsreicheres Leben als das eines von der Natur zum Lenker, zum Voranschreitenden bestimmten Menschen, als das Leben eines Sich—Verantwortlichen! Sein Glück beruht in nichts weniger als in materiellen Genüssen. Darin beruht gerade das Glück des kleinen Menschen, der frei von großer Verantwortung seine Arbeit leistet und dafür eine frohe Behaglichkeit genießen darf. Fluch dem gewissenlosen Demagogentum, das ihm diese Behaglichkeit vergällt und die Zufriedenheit raubt! Fluch denen, die ihm schon das Frühstück mit dem Morgenblatt vergiften, und die ihm den Feierabend durch eine politische Versammlung wegstehlen!

Ist die demagogische Verhetzung des Volkes das tragischste Schauspiel der neuen Zeit, so ist die unter der Patronanz geirnloser Männer sich breitmachende sogenannte Frauenbewegung das groteskeste Schauspiel dieser Tage. Die Frau war bisher für den Mann der vornehmste Quell der Fröhlichkeit, denn die Frau ist in höherem Grade als der Mann ein Gefäß veredelter Natürlichkeit. Die Erhaltung und Veredelung der weiblichen Natürlichkeit ist eine der vornehmsten Aufgaben wirklicher Kultur, denn diese Natürlichkeit ist der Jungbrunnen der Menschheit. Und wenn der Geist des Mannes sich nicht mehr an der Natur des Weibes beleben und erholen kann, dann *altert* die Menschheit und wird greisenhaft und unfruchtbar.

Daß man nun die Frau, die so recht dazu bestimmt ist, durch Fröhlichsein froh zu machen, mit sozialen und politischen Rechten beglücken will, darin zeigt sich in grotesker Weise der ganze Jammer einer um alle Vernunft, um allen natürlichen Instinkt gekommenen Zeit. Aber die Fröhlichkeit der Frau wird schon vor dem Sieg der Frauenbewegung sterben, denn schon vor die-

sem Sieg wird es keine Männer mehr geben, für die und durch die die Frauen fröhlich sein könnten

So bliebe noch die Kunst als Quelle der Fröhlichkeit. Damit aber die Kunst eine Quelle des Frohsinns sei, muß Frohsinn die Quelle der Kunst sein. Die Kunst, die in ihren großen Zeiten eine Folge, ein Ausfluß, eine Begleiterscheinung der Fröhlichkeit war, soll in unserer Zeit die wunderwirkende Bringerin, die Erzeugerin der Fröhlichkeit sein, die nicht von Natur aus in den Menschen ist. Wunderlichster Irrtum einer kranken Zeit! Daher wird heute soviel Kunst *gemacht* und als berauschendes Narkotikum konsumiert. Ehemals aber *war* viel ungemachte Kunst, viel ungesuchte Anmut und Größe, viel heiteres Linienspiel und viel Musik. Es war in den Dingen, in den Menschen und im Leben selbst! Einst war die Kunst ein zierender Rahmen der Lebensfröhlichkeit, heute ist sie eine vom Zusammenhang mit dem Leben losgetrennte Berausungsmaschinerie ...

Der fröhliche Mensch ist heute nicht nur kein Ziel der Bewunderung, er wird sogar mit Mißtrauen, ja mit Verachtung betrachtet. Er wird nicht ernst genommen, weil er über dem Ernste seiner Zeit steht. Am meisten wird heute — wie im Rom der Verfallszeit oder wie bei den Indianern — der Mensch der starren Maske, der Mimiker seelischer Unbeweglichkeit, der stoische Mensch bewundert. Der Mensch der Ataraxia gilt heute als höchster Typus, dem heimlich oder offen, bewußt oder unbewußt alle nachstreben. Das moderne Leben untergräbt alle Wurzeln der Fröhlichkeit, denn es ist ein System der Verwüstung aller natürlichen Ordnung. Die Predigt der Demokratie, die Politisierung der Massen durch Demagogie von unten und Abwälzung der Verantwortung von oben, die Verödung des Geistes durch die Erzeugnisse der Schnellpressen und fortschreitende Machinalisierung des ganzen Lebens, Überproduktion und Industrialisierung der Kunst neben überhebendem Ästhetentum, Verbrauch der Kräfte durch ein wahnwitziges Zuviel an unnützer Arbeit, die von Männern geförderte Frauenemanzipation: dies alles sind ebensoviele Ertötungen von Möglichkeiten des Frohsinns. Was dieser Zeit am meisten abgeht, ist ein *homerisches Gelächter über sie!*

München.

Karl Hauer.

* * *

Tagebuch ¹.

Eine umfassende Bildung ist eine gut dotierte Apotheke; aber es besteht keine Sicherheit, daß nicht für Schnupfen Zyankali gereicht wird.

*

Im Anfang war das Rezensionsexemplar, und einer bekam es vom Verleger zugeschickt. Dann schrieb er eine Rezension. Schließlich schrieb er ein Buch, welches der Verleger annahm und als Rezensionsexemplar weitergab. Der nächste, der es bekam, tat desgleichen. So ist die moderne Literatur entstanden.

*

Ein guter Schriftsteller erhält beiweitem nicht so viel anonyme Schmähbrieft, als man gemeinhin annimmt. Auf hundert Esel kommen nicht zehn, die es zugeben, und höchstens einer, ders niederschreibt.

*

Ein Snob ist unverläßlich. Denn das Werk, das er lobt, kann gut sein.

¹ Aus dem 'Simplicissimus'.

*

Die Zeitungen haben zum Leben annähernd dasselbe Verhältnis, wie die Kartenaufschlägerinnen zur Metaphysik.

*

Die verkommenste Existenz ist die eines Menschen, der nicht die Berechtigung hat, ein Schandfleck seiner Familie und ein Auswurf der Gesellschaft zu sein.

*

Man muß jedesmal so schreiben, als ob man zum ersten und zum letzten Male schriebe. So viel sagen, als obs ein Abschied wäre, und so gut, als bestände man ein Debüt.

*

Feuilletonisten und Friseure haben gleich viel mit den Köpfen zu schaffen.

*

Zuerst riecht der Hund, dann hebt er selbst das Bein. Gegen diesen Mangel an Originalität kann man füglich nichts einwenden. Aber daß der Literat zuerst liest, ehe er schreibt, ist trostlos.

*

Wenn man es nicht kann, dann ist ein Roman leichter zu schreiben als ein Aphorismus.

*

Heine hat das Höchste geschaffen, was mit der Sprache zu schaffen ist. Höher steht, was aus der Sprache geschaffen wird.

*

Der Geist enttäuscht im persönlichen Verkehr, aber die Dummheit ist immer produktiv. Läßt man sie auf den Geist einwirken, so kann sie eine vollständige Ermüdung erzeugen, während dieser auf die Dummheit keinerlei belebenden Einfluß hat. Wie man im Gespräch mit einem Schwachkopf körperlich verfällt, wie die Gesichtsfarbe fahl und die Haut schlaff wird, das sollte ein medizinisches Problem sein. Man hat vielleicht um ein Pfund abgenommen, und das ist, wie jede forcierte Abmagerungskur, bedenklich.

*

Die Einsamkeit wäre ein idealer Zustand, wenn man sich die Menschen aussuchen könnte, die man meidet.

*

Ein ganzer Kerl ist einer, der die Lumpereien nie begehen wird, die man ihm zutraut. Ein halber, dem man die Lumpereien nie zugetraut hätte, die er begeht.

*

Die anständigen Frauen empfinden es als die größte Dreistigkeit, wenn man ihnen unter das Bewußtsein greift.

*

Die bloße Mahnung an die Richter, nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen, genügt nicht. Es müßten auch Vorschriften erlassen werden, wie klein das Wissen und wie groß das Gewissen sein darf.

*

Ein Bettler wurde verurteilt, weil er auf einer Bank gesessen und traurig dreingeschaut hatte. In dieser Weltordnung machen sich die Männer verdächtig, die traurig, und die Weiber, die lustig dreinschauen. Immerhin zieht sie die Bettler den Freudenmädchen vor. Denn die Freudenmädchen sind unehrliche Krüppel, die aus dem Körperfehler der Schönheit Gewinn ziehen.

*

Im Wörterbuch steht, daß »Aphrodite« entweder die Göttin der Liebe oder einen Wurm bedeutet.

*

Sodomie ist verboten, das Abschlagen von Tieren ist erlaubt. Aber hat man noch nicht bedacht, daß es ein sodomitischer Lustmord sein könnte?

*

Emanzipierte Weiber gleichen Fischen, die ans Land gekommen sind, um der Angelrute zu entgehen. Faule Fische fängt der faulste Fischer nicht.

*

Erfahrungen sind Ersparnisse, die ein Geizhals, beiseite legt. Weisheit ist eine Erbschaft, mit der ein Verschwender nicht fertig wird.

*

Der Mensch denkt, aber der Nebenmensch lenkt. Er denkt nicht einmal so viel, daß er sich denken könnte, daß ein anderer denken könnte.

*

Der Klügere gibt nach, aber nur einer von jenen, die durch Schaden klug geworden sind.

*

Wenn wir einen Fehler längst abgelegt haben, werfen uns die Oberflächlichen den Fehler und die Gründlichen Inkonsequenz vor.

*

Man träumt oft, daß man fliegen könne. Jetzt träumt die Menschheit; aber sie spricht zu viel aus dem Schläfe.

*

Ein Leierkasten spielt zu jedem Schmerz die Melodie.

*

Tugend und Laster sind verwandt wie Kohle und Diamant.

*

Sie richten, damit sie nicht gerichtet werden.

*

Christlicher Umlaut.

Seit die Lust aus der Welt entschwand und die Last ihr beschieden,
Lebt sie am Tag mit der Last., flieht sie des Nachts zu der List.

*

Kurz vor dem Einschlafen kann man sich allerlei Fratzen in die Luft zeichnen. Das sind die hypnagogischen Gesichte. Wem die leibhaftigen Menschen als solche erscheinen, der ist nah daran, aus dem Leben zu scheiden.

Karl Kraus.

* * *

Für das Kind.

Daß wir im Jahrhundert des Kindes leben, muß jeder merken, der eine Nase hat. Es riecht nach dem Kinde. Aus dem Treiben geschäftiger Agitatoren steigt ein Dunst von Kautschuk und nassen Windeln. Es ist nicht jedermanns Sache, diesen Kulturparfüm mit der vorgeschriebenen Rührung einzuziehen. Man muß kein Menschenfeind sein, um diesen Geruch widerlich zu finden. Doch wenn schon jener Vater sonderbar wirkt, der in äffischer Liebe die Pfir-

sichrondung seines Kindes küßt, um wie viel merkwürdiger erscheint das Gebaren einer Gesellschaft, welche diesen Körperteil zur Sonne ihres ziellosen Daseins macht.

Sie meint den Weg zur Natur zurückgefunden zu haben, indem sie sich ausdauernd um das Kind bemüht. Während sie Kinderseelen wie Spargel zieht, betrachtet sie im Spiegel selbstgefällig ihr alterndes Gesicht und glaubt auf den Wangen das blühende Rot ihrer Jugend wiederzufinden. Aber in Wahrheit ist der von unendlichem Geschwätz begleitete Schutz der Schwachen eines der vielen Symptome der Schwäche und Kraftlosigkeit unserer Zeit. Es ist Täuschung, darin Gesundheit und Natürlichkeit zu erblicken. Ein kraftvolles Zeitalter durfte es wagen, seine mißratenen Kinder im Taygetus auszusetzen. Ein mürbes Greisengeschlecht päppelt elende Fleischklümpchen zu Jammerexistenzen auf, die ihren fluchenden Erzeugern fluchen. Es steckt viel von der Lüge, die alle Welt erfüllt, in dieser so gesunden, natürlichen und sittlich reinen Bewegung für das Kind.

Wenn die Freude, mit welcher der Eintritt eines Kindes in das Leben von den Eltern begrüßt wird, den einzigen Schutz seines Daseins bildete, würde die Zahl der Kindesmorde ins Ungemessene steigen. Daß der Kindesmord selbst, von einem lebensfremden Strafgesetz dem gemeinen Morde an erwachsenen Personen nicht durchaus gleichgestellt werden konnte, spricht deutlich für die Absurdität, die in einer übertrieben Wertschätzung des Kindes liegt. Es ist absurd, das Kind dem reifen Menschen gleichzuhalten; es aber höher zu bewerten, ist barer Unsinn. Für das Kind sorgen und den Erwachsenen verhungern lassen, heißt das Roß beim Schwanz aufzäumen. Und die medizinische Auskunft: »Das Leben der Mutter mußte geopfert werden, um das Kind zu erhalten«, ist das Bekenntnis eines Verbrechens, weit schwerer als Kindesmord; denn es ist gemeiner Mord, wenn weise Frauen und Männer zu Gunsten des Kindes über das Leben der Mutter verfügen.

Die Kinder, soweit sie sich nicht rechtzeitig kunstvoll vermeiden ließen, wachsen und blühen. Für die Eltern sind sie eine Quelle vieler Freuden und Leiden. Insbesondere bilden sie — das ist die Regel — ein Einigungsmoment von großer Stärke, wenn sich das Gesetz der gegenseitigen Abstoßung, das allen Körpern innewohnt, in den Eltern geltend macht. Sie können aber auch — das ist häufige Ausnahme — zur unerträglichen Fessel werden, wenn die Gegensätze zwischen den Eltern mit unwiderstehlicher Macht zur Trennung drängen. Wenn die bürgerliche Moral auf dem Schein besteht, dessen Wahrung ihr Lebenszweck ist, wenn sie mit der Würde, die nur innerster Verlogenheit entstammt, darauf beharrt, daß die Eltern ihr Lebensglück den Kindern opfern, so ist dies unnatürlich, grausam und verbrecherisch, trotz allem Gackern besorgter Schwiegermütter, Onkel und Tanten.

Wenn ferner jene Enthusiasten, die es gelüftet, an des Jahrhunderts Neige die traditionellen Palmenzweige mit Windeln zu vertauschen, dadurch die gangbare Sittlichkeit zu kräftigen vermeinen, mögen sie bedenken, daß sie, bei Licht betrachtet, eine recht bedenkliche Sache unterstützen und ihrer eigenen Moral ins Gesicht schlagen. Für sie müßte das Kind das Produkt fluchwürdigen Beginnens sein, die fleischgewordene Sünde, der geborene Verbrecher, zum Leben durch den Nabelstrang verurteilt. Seine Hilflosigkeit der Protest der entrüsteten Natur gegen die unanständigen Dinge, die bei der Erzeugung vor sich gingen und die der Bürger nachher nur mit Schauder nennt. Vielleicht ersteht uns einmal der Prophet, welcher der Logik in diesem Punkte zum Siege verhilft, und die künftige Generation stopft ihre Kinder nach Urväter—Sitte wieder in den Flammenbauch des Moloch, Immerhin ist

die Zeit größer, die ihre Kinder tötet, als jene, die sie zu Gemischtwarenhändlern, Amtsdienern und Hausmeistern erzieht.

Wer sind jene Übereifrigen, welche unserem Jahrhundert den Kautschukstempel des Kindes aufprägen wollen? Natürlich jene, welche Kinder haben? Weit gefehlt. Wenn sich Menschen recht emsig um etwas bekümmern, ist hundert gegen eins zu wetten, daß es sie nichts angeht. Für das Kind sind außer der Kirche, die bekanntlich einen guten Magen hat, allerlei müßige Damen, die mit den Kindern nichts als den Mangel eines Busens gemein haben. Sie wollen unser Jahrhundert kindlich machen und es wird bloß kindisch. Alte Jungfern, unfruchtbare Frauen, Varietäten der allgemein verbreiteten Wohltätigkeitshyänen. Sie wollen die Ammen der Zukunft sein und vergessen, daß die Ammen der Gegenwart sich an dem realen Leben hervorragend betätigt haben, ehe sie hingingen, die Kinder anderer zu säugen.

Bruno Wolfgang.

* * *

Glossen.

Ein Feuilletonist schreibt über das Buch des Tierhändlers Hagenbeck »Von Tieren und Menschen« und verherrlicht die Mission, wertvolle Engagements für Schaubuden und zoologische Gärten abzuschließen, als eine Spielart menschlichen Genies. Die delikate Art, mit der der alte Hagenbeck dieser Mission oblag, soll ihn bei den Tieren beliebt und den Menschen wohlgefällig gemacht haben, und die Feuilletonisten wiederum finden, er habe ein »liebes Buch« geschrieben. Aus solchem Lob seien hier ein paar Sätze zitiert:

» ... Gewöhnlich fängt man aber die jungen Tiere. Die Hagenbeck—Jäger wissen, wann die Wurfzeiten der Tiere sind, und haben nun leichteres Spiel. Entweder werden die Eltern weggeschossen und die Waisen dann einfach in die Gefangenschaft geführt, oder die alten Tiere werden gehetzt, was man bei wilden Pferden, Zebras, Antilopen mit Erfolg veranstaltet. Die Herde nimmt Reißaus, aber die zarten Jungen können das rasende Tempo nicht lange halten, bleiben atemlos zurück und sind gleichsam mit Händen zu greifen. Die edle und vor Hagenbecks Wirken in Europa selten gesehene Elenantilope wird so gehetzt. Während die alten Tiere davonsprengen, bleiben die jungen stehen, »von einem klebrigen Angstschweiß vollkommen bedeckt und jämmerlich schreiend«. Jetzt werden sie von den nachstürmenden Reitern am Schwanz gepackt und zu Boden gerissen. Man fesselt ihre Hinterbeine und hüllt die vor Angst und Erschöpfung bebenden Tiere in warme Decken. Die meisten von ihnen sterben aber schon eine Viertelstunde nachher an Herzschlag infolge der ausgestandenen Aufregung ... Der beständige vertraute Umgang mit den Tieren macht ihn (Hagenbeck) zu ihrem besten Versteher und damit auch zu ihrem besten Freund. «

* * *

Ein Wiener Kaffeehausstammgast, der auch mit vielen Künstlern persönlich bekannt war, feierte neulich seinen siebzigsten Geburtstag. Darüber wurde in den Wiener Zeitungen geschrieben, und in den Vornotizen wie in

den Berichten war der Name des Jubilars nie ohne das Attribut angeführt: »Eine der bekanntesten Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts.« Als aber gar ein Kaffeesieder selbst seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, war der Aufregung kein Ende. Was bei dieser Feier, so versicherte ein Berichterstatter, »an Größe und Glanz der Versammlung und an herzlicher, überschwenglicher Begeisterung für das Geburtstagskind zu spüren war, das läßt sich wirklich nicht schildern«. Noch lange Zeit nach dem Festbankett »bildete der Verlauf desselben das Tagesgespräch in allen Kreisen unserer Stadt«. Freilich handelte es sich auch um einen der bedeutendsten Nachtcafétiers der Epoche, um eine Persönlichkeit, die nicht nur wegen ihrer Charaktereigenschaften für eine ganze Generation von Nachtcafétiers vorbildlich geworden ist, sondern die auch wegen der Einrichtung, daß die Huren erst um zwei Uhr das Lokal betreten dürfen, sich in bürgerlichen Kreisen des größten Ansehens erfreut, um einen Mann also, den man nicht so mir nichts dir nichts persönlich zum Tisch rufen kann, wenn man sich wegen einer schmutzigen Serviette beschweren wollte. Das ist alles wahr und muß von jedem objektiven Kulturhistoriker zugegeben werden. Immerhin bleibt die Frage offen, ob Beethoven annähernd so herzliche Anerkennung gefunden und ob sich dreihundert Vertreter des Wiener Bürgertums um die Ehre beworben haben, Grillparzer zu seinem Geburtstag zu gratulieren und ihre Namen bei diesem Anlasse in die Zeitung zu bringen. In unserem Fall haben sich Redakteure, Vertreter des Wiener Geisteslebens, verpflichtet gefühlt, selbst die Sache in die Hand zu nehmen und ein Komitee zu bilden, an dessen Spitze ein Graf und k. k. Bezirkshauptmann stand. Ein Oberst, ein k. k. Oberintendant, ein k. k. Intendant, ein Sektionsrat, drei Hauptleute, zwei Polizeioberkommissare, drei Bezirksräte, drei kaiserliche Räte, Volkssänger, Präsidenten von Schriftstellergenossenschaften, Hoteliers, eine Abordnung des Nibelungenvereines »Bechelaren«, Vertreter aller anderen Stände und Berufe, »darunter sehr viele Damen aus den besten Kreisen der Gesellschaft«, und ein Kirchenverwalter wetteiferten, die Verdienste des Nachtcafétiers in Bankettreden hervorzuheben. Hierbei kam, so hören wir, »das Gemüt auf seine Rechnung durch die alle Anwesenden rührende Szene, wie der Chef seinem ersten Markkür Jean für alle Liebe und Treue dankte und ihn am Schlusse herzlich küßte«. Aber man war sich auch der politischen Bedeutung des Moments bewußt, als der Cafétier sich erhob und erklärte, daß er die ihm bereitete Ovation »als einen Beweis der Einigkeit im Wiener Bürgerstande betrachte«. Indem das Bürgertum seine Cafétiers ehrt, ehrt es sich selbst, und es ist erfreulich, daß von der Gewohnheit, die Verdienste bedeutender Männer erst nach ihrem Tode anzuerkennen, in besonders berücksichtigungswerten Fällen Abstand genommen wird. Der Kirchenverwalter speziell betonte, das Nachtcafé des Gefeierten sei »zum zweiten Wahrzeichen Wiens geworden«, und gratulierte deshalb namens des alten Steffel, »unter dessen Schutze« es dazu geworden sei ... Bis hierher hatte ich gelesen und beschlossen, einer Stadt mit so ausgesprochen katholischem Charakter der Rücken zu kehren. Da fiel mein Blick auf einen Zeitungsausschnitt, den ich mir bewahrt habe. In Berlin hatte ein Restaurateur den Erlös eines Tages den Opfern einer Grubenkatastrophe zugewendet und ein Interviewer beeilte sich, die Ansichten eines Wiener Gastwirts über diesen Fall zu publizieren. Dieser, ein Herr Hopfner, meinte, er könnte auf seine Tageseinnahme nicht verzichten, sie wäre überhaupt nur dann ergiebig, »wenn er einen Hopfner—Tag veranstalten würde«. Dieses Wort, so dunkel es ist — schon der Begriff einer »Hopfnercremetorte« wirkt verwirrend —, läßt mich dennoch das Wiener Leben von einer anderen Seite ansehen. Es zerfällt

einfach in Hopfner—Tage und in Riedl—Nächte. Man kann sich's einteilen. Und solange wir noch Persönlichkeiten haben, die entweder wegen ihrer Popularität beliebt oder wegen ihrer Beliebtheit populär sind, und solange der alte Steffel auf seine Nachbarschaft stolz ist und wenn's zwei Uhr wird, bloß »Ah, da schau i ja« sagt, ist kein Grund zur Traurigkeit absolut in keiner Beziehung nicht vorhanden.

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**